

frankfurter studentenzeitung 4/81 2 dm

# diskus



Leserbrief		3
Randnotizen		4
Zu Spät und von Draußen	Jakob Geherda	8
Faschisten der Feder	Hugo Wallenstein	12
Im Reich der Sinne	Jakob und Paul Geherda	17
Mario Erdheim live in Frankfurt	Tom Koenigs	24
Buchempfehlung: G. Anders –		
Die Antiquiertheit des Menschen	Norbert Weidl	26
Buchbesprechung:		
B. Leineweber – Pflugschrift	Franz Mettel	31
Flaschenpost	Hans-Jürgen Krahl	32
Zu Peter-Jürgen Boock		34
Geschichte Amerikas	Siggi Liersch	36

diskus-frankfurter Studentenzeitung  
 Heft 4, 31. Jahrgang, November 1981  
 Heft 2,- DM, für frankfurter Studenten  
 kostenlos  
 diskus-verlag, 6000 Frankfurt 1  
 Jügelstraße 1 (Studentenhaus)  
 Tel. 0611/7983188  
 Sprechzeiten: Mo und Do: 13.00-15.00  
 Di und Mi: 11.00 -13.00  
 Druck: Druckladen  
 Satz: Verlag Neue Kritik  
 Auflage: 10.000, erscheint 6-mal im  
 Jahr  
 Herausgeber:  
 Thomas Jahn, Franz Mettel, Bruno  
 Piberhofer, Anne Rohrbach, Norbert  
 Weidl  
 Redaktion:  
 Ulrike Bauer, Michael Damm, Siggi  
 Liersch, Karl Piberhofer, Felicitas  
 Schneck

Beilagenhinweis: Diesem Heft  
 liegt eine Beilage der Deutschen  
 Volkszeitung bei.

Das nächste Heft soll um das Thema  
 „Ist die Wissenschaft noch zu retten?“  
 verhandeln. Wir freuen uns auf Eure  
 Beiträge.

Alle Bilder ©Diskus 1981



Gegenwart, hier  
An die BASIS, an ihre Wut, ihre  
Trauer und ihre Betroffenheit vom  
Diskus 3/81:

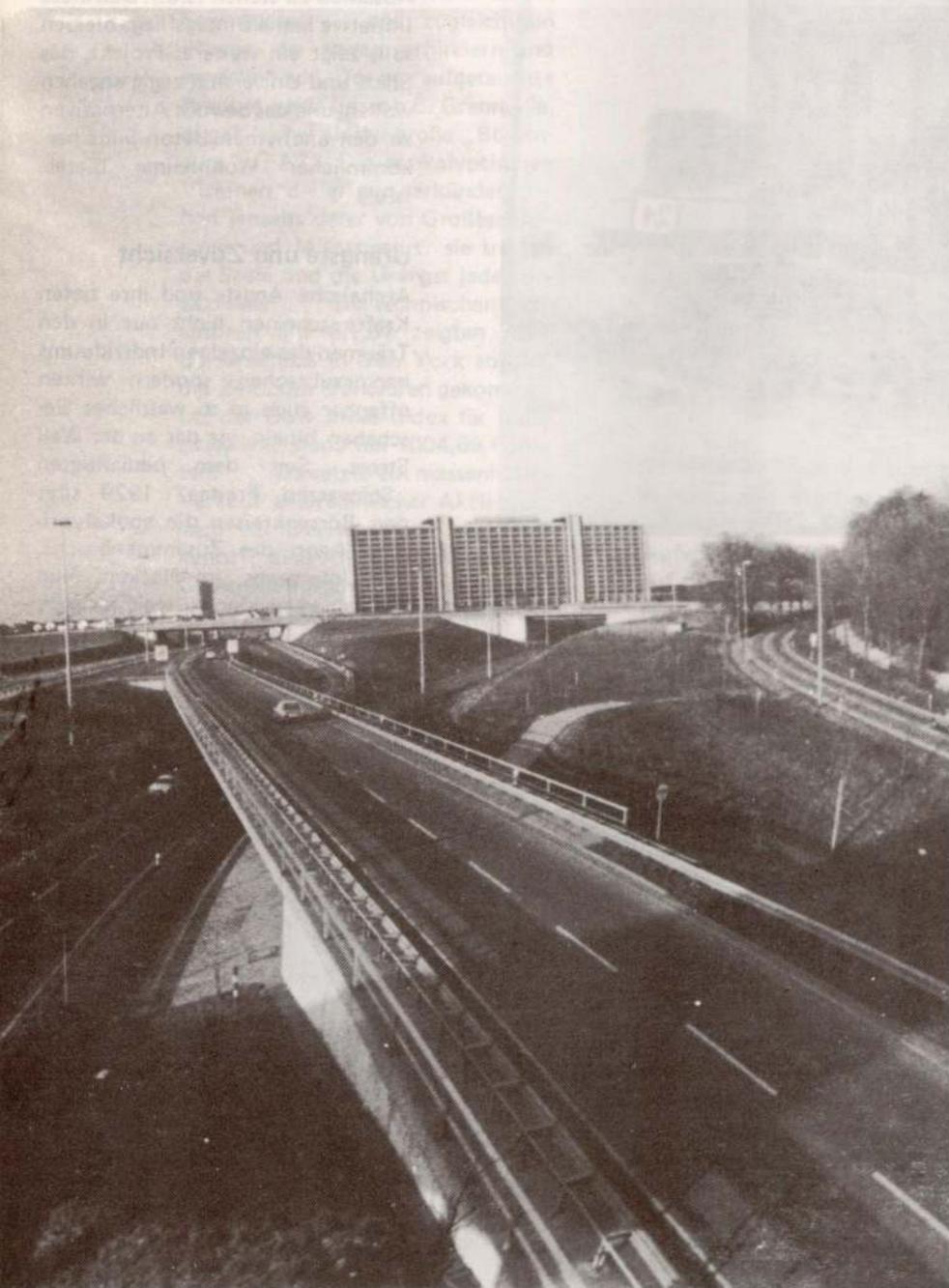
Das darf doch nicht, das kann doch  
nicht wahr sein. Da räkelt sich die  
SHI in einem Beitrag über die  
Marxsche Wertlehre in einem  
Schaubad Marxscher Begrifflich-  
keit, und die BASIS zürnt, weil  
sie zwar gerne über dasselbe spricht,  
aber offensichtlich nichts davon  
versteht. Damit nicht genug, sie  
wirft den Autoren auch noch vor,

„etwas zu reproduzieren, unter dem  
man selber schon gelitten hat“. Ge-  
wißt, gewiß, nach der Lektüre des  
ersten Abschnitts von MEW 23  
strecken die meisten die Waffen,  
aber leider hat man von den vielen  
hundert Seiten Beispielen, die dann  
bald folgen, nichts, wenn man sich  
vor „Wert“ und „Ware“ gedrückt  
hat. Kapitalismus ist nun mal in den  
seltensten Fällen so einfach, daß die  
BASIS ihn auf Anhieb versteht. Das  
hat mit den Unibetrieb und den An-  
sprüchen der Profs gar nichts zu  
tun! Das ist der raffinierte Men-  
schenverstand sölber!

Was ist denn die Alternative? Ein  
runtergefetschertes Proseminar über  
das, was Marx „wirklich“ sagte?  
Prof. Grzimek bei den Proletariern  
auf den Galapagos? Ein seichtes  
Feature darüber, daß wir uns alle  
irgendwie beschissen fühlen und  
daß das an den Produktionsverhält-  
nissen liegen muß? Ja, die BASIS  
vermißt „das Moment der Vermitt-  
lung“. Will die BASIS alles mundge-  
recht vorgekaut haben? Soll die SHI  
das didaktische Unvermögen der  
Fb 3-Prof's kompensieren? Es ist  
doch eher ein beruhigendes Gefühl,  
wenn nicht alles sofort verstanden  
werden kann. Am einfachsten ist es  
bekanntlich, wenn einer befiehlt  
und alle folgen. Davor schützt uns  
nur die eigene gedankliche Höchst-  
leistung. Verständlich sollte nicht  
das sein, was mir einer umstandslos  
eintrichtert, sondern das, was ich  
mir unter vielen Wehs und Achs  
selbst erarbeite und immer noch ver-  
stehen kann. Das ist kein „bürger-  
lich-elitäres Lernverständnis“, das  
liegt an den komplizierten Verhält-  
nissen. Daraus ein eingängiges  
Schwarz-Weiß-Märchen zu machen,  
brauchen wir den Philistern nicht  
erst zu überlassen. Sie tun es ohne-  
hin schon. Revolution ist nun mal  
— wie der arme Mao schon sagte —  
kein Deckchensticken. Die BASIS  
sollte sie bitte mit etwas mehr Ernst  
und weniger Bequemlichkeit an-  
gehen. Wenn wir nur das kritisieren,  
was wir sowieso verstehen, sollten  
wir uns lieber gleich wegbeamen.  
Also: BASIS, reiß Dich zusammen,  
setz Dich auf Deinen Hintern und  
lerne!!!!!!!

Theophilus Superbuilding  
Die Bilder vom Norbert waren ast-  
rein.

**BASIS, du fauler Sack, an die  
Arbeit, marsch, marsch!**





## Studentenwohnungen in Aussicht

Wie schon im Uni-Report vom Februar 1981 angekündigt, ergreifen Stadt und Universität in konzertierter Aktion energische Maßnahmen zur Beseitigung studentischer Wohnungsnot. „Aufgrund eines Magistratsbeschlusses wird die städtische Liegenschaft Landgrafenstraße 19 und 21 für studentisches Wohnen zur Verfügung gestellt. Stadtkämmerer Ernst Gerhardt, der als Finanzdezernent auch für Universitätsangelegenheiten zuständig ist, verwies darauf, daß dies ein weiterer Punkt zur Erfüllung des Konzepts sei, das er Anfang Januar dieses Jahres mit dem Präsidenten der Universität, Prof. Dr. Hartwig Kelm, zur Verbesserung der Wohnsituation der Frankfurter Studenten abgesprochen hatte. . . . In der städtischen Liegenschaft Landgrafenstraße 19

bis 21 können voraussichtlich Wohnräume für ca. 15 bis 20 Studenten geschaffen werden. Diese Liegenschaft ist schon wegen ihrer Lage in Bockenheim und damit ihrer Nähe zur Universität für die Wohnraumversorgung von Studenten besonders geeignet.“ (Uni-Report, Februar 81) Viele glaubten diesen Aussagen nicht so recht, hielten die Versprechen – kurz vor den Kommunalwahlen – für Augenschwermerei. Allen Unkenrufen zum Trotz scheint das Projekt, gemütliche Altbauhäuser für studentisches Wohnen zu erhalten und zur Verfügung zu stellen, kurz vor dem Abschluß zu stehen (s.o.). Daß diese Initiative keine Eintagsfliege bleiben soll, zeigt ein weiteres Projekt, das Stadt und Universität zügig angehen wollen, und das bewußt Alternativen zu den anonymen Beton-Silos herkömmlicher Wohnheime bietet. (s.u.)

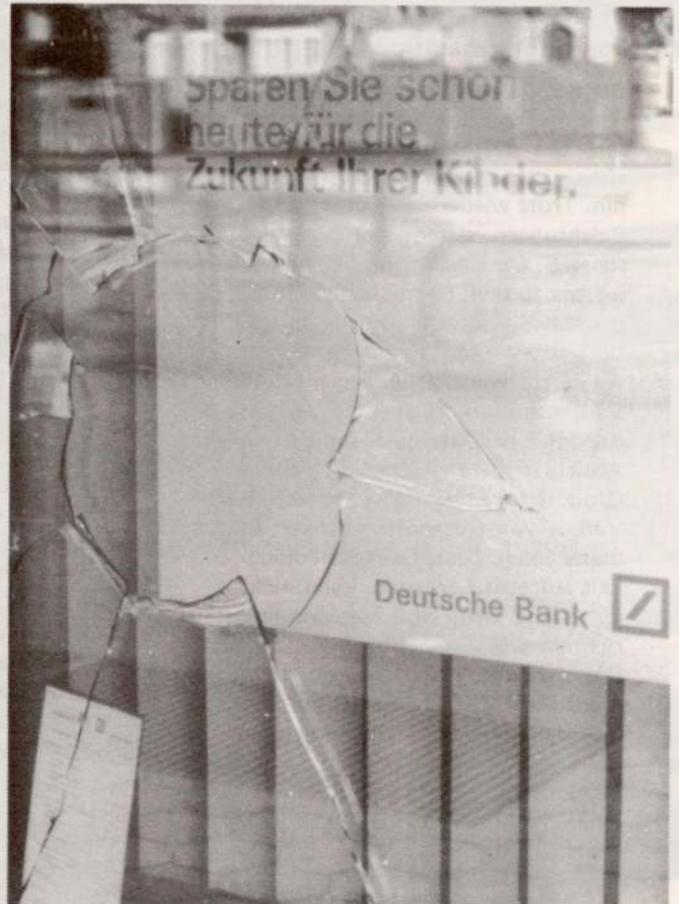
## Urängste und Zuversicht

Archaische Ängste und ihre tiefen Kräfte scheinen nicht nur in den Träumen des einzelnen Individuums hervorzubrechen, sondern wirken offenbar auch in so weltliches Geschehen hinein wie das an der Wall Street. Seit dem berüchtigten „Schwarzen Freitag“ 1929 sitzt den Börsenkreisen die apokalyptische Angst des Zusammenbruchs, des Untergangs, im Nacken. Nun scheint es wieder so weit zu sein.



Ein Prophet tritt auf, trotz vieler Versuche, ihn mundtot zu machen; die Wirkung seiner düsteren Prophezeiungen legt geschichtliche Vergleiche nahe. Denken wir nur an die vier großen Propheten zwischen der Gründung des deutschen Reiches und dem Beginn des ersten Weltkrieges: Marx, Nietzsche, Jakob Burckhardt und Spengler. Gemeinsam war ihnen das gute Ohr: sie hörten die Einstürze schon zu einer Zeit, als sich die schwerhörigen Zeitgenossen noch mit Ammenmärchen einschläfern ließen.

Der Prophet pflegt zwei verschiedene Funktionen zu haben: er ist ein Seismograph – und zugleich ein Warner, der etwas verhindern und erreichen will. Der neu aufgetauchte Prophet heißt Joseph E. Grandville, er galt bisher als der große „Börsenguru“ (FAZ). Die apokalyptischen Visionen, die er nun verkündet, stehen jenseits derer von Großtechnologie und Militarismus: sie treffen die Seele und die Urangst jedes Besitzenden . . . Die technischen Indikatoren am 6.1.81 zeigten nach Börsenschluß in New York an, daß die Zeit zum Verkaufen gekommen ist, der Dow-Jones-Index für Industriewerte stand bei 1004,69 Punkten. . . . Da setzte ein massenhafter Verkauf amerikanischer Aktien ein nach der Devise „Rette sich, wer kann!“, dem Aufruf von Joseph E. Grandville folgend. Anfangs mochte dies noch als Panikreaktion belächelt werden, galt doch unter neuem



Reaganschen Stolz die amerikanische Wirtschaft als unaufhaltsam im Aufwind. Inzwischen ist das Lächeln auf den Lippen gefroren, die düsteren Visionen entfalten ihre geheime Kraft, die Kurseinbrüche seither

sind die schwersten seit 1929. Das Wort vom „Untergang des Geldes“ macht die Runde.

Deutsche Geldinstitute zeigen sich von derlei Untergangsvisionen bisher allerdings wenig beeindruckt.

## Frankfurt soll schöner werden

Viel Wirbel in der Frankfurter Presse erregte eine Entscheidung der hessischen Naturschutzbehörde, ein Bootsverleih für Tretboote habe vom Main zu verschwinden, um das Bild der Skyline nicht zu verschandeln. In der Begründung hieß es, daß die „flußabwärts liegenden acht Hochhaustürme durchaus einen extravaganteren Reiz entfalten“. Der Bootsverleih störe dieses Panorama „empfindlich“.

Die Entscheidung wurde öffentlich kritisiert, ja zerrissen. Zu Unrecht, denn wo Banken und Hotels unter oft nicht geringen Opfern Ästhetik ins städtische Leben zaubern, da darf das Geschäftsinteresse eines Bootsverleihers nicht die Überhand gewinnen.



**Faust-Interpretationen**

Der Streit zwischen Verwaltungsgericht und Magistrat der Stadt Frankfurt um das Demonstrationsrecht zieht sich inzwischen über Monate hin. Trotz wiederholter öffentlicher Belehrungen seitens der Gerichte scheint OB Wallmann weiterhin willens zu sein, für mißliebige Gruppen das Grundrecht auf Demonstration außer Kraft zu setzen. Gegen die letzte vom ASTA angemeldete Demonstration erließ er ein Verbot, das den Charakter einer politischen Absichtserklärung trägt, deren Grundtenor eindeutig ist: Generelles Verbot von Gegenöffentlichkeit in dieser Stadt. Diese Gegenöffentlichkeit aufrechtzuerhalten, kann nicht die Sache allein von Verwaltungsrichtern sein.

Die erwähnte Verbotsverfügung der Stadt umfaßte sechs Seiten, die Aufhebung durch das Verwaltungsgericht elf. Interessenten können sich im Diskus Kopien abholen. Um einen Eindruck zu vermitteln, auf welchen Ebenen inzwischen gefochten wird, ein kurzer Abschnitt des Rechtsstreits.

*„Das Thema ihrer Demonstration lautet: ‚Berlin, Frankfurt und jetzt ist Schluß – für die Freilassung von Andy, Bernhard, Matz und Gustav‘. Die Worte ‚und jetzt ist Schluß‘ zeigen eindeutig, welch aggressive Haltung der Veranstalter zu dem Gesamthema einnimmt.  
(...)*

*... ‚sollten unsere Forderungen – wider Erwarten – nicht erfüllt werden, so findet in Preungesheim am 7.10. um 17 Uhr eine Kundgebung statt.‘ Neben diesen Satz ist eine geballte Faust gezeichnet, was nur als Aufforderung zu gewaltsamem Widerstand verstanden werden kann.*

*Diese Folgerung muß sich auch aufdrängen, weil das genannte Flugblatt die Abbildung einer eingeschlagenen Fensterscheibe zeigt; dies bedeutet, daß notfalls Gewalt, zumindest in Form von Sachbeschädigungen, ausgeübt werden soll. ...“*

Entscheid der IV. Kammer des Frankfurter Verwaltungsgerichts vom 2.10.81, Aufhebung des Verbotes (Auszug):

*„Soweit die Antragsgegnerin aus der Darstellung einer geballten Faust ablesen will, die Antragstellerin beabsichtige die Ausübung von Gewalt gegen Personen oder Sachen, so handelt es sich ebenfalls um eine Fehlinterpretation. Die geballte Faust stellt vielmehr ein politisches Symbol mit alter Tradition dar, ohne daß daraus schon gefolgert werden könnte, diejenigen, die sich dieses Symbols bedienen, wollten dabei auch sofort oder gleichzeitig Gewalt ausüben. Die geballte Faust ist vielmehr als Symbol gemeinsamer Kraft und Solidarität in politischen Auseinandersetzungen zu verstehen, ohne daß damit über die Formen dieser Auseinandersetzungen etwas gesagt wäre.“*



Abbildung des corpus delicti in Originalgröße



**Tip des Monats?**

Im Unigebiet, bes. Westend, werden fast täglich Autos abgeschleppt. Selbst hinsehen ärgert, steht jedoch in keinem Verhältnis zum Ärger der zeitraubenden Wiederbeschaffung der Blechkiste.

Hier eine amerikanische Umgangsweise mit diesem Problem:

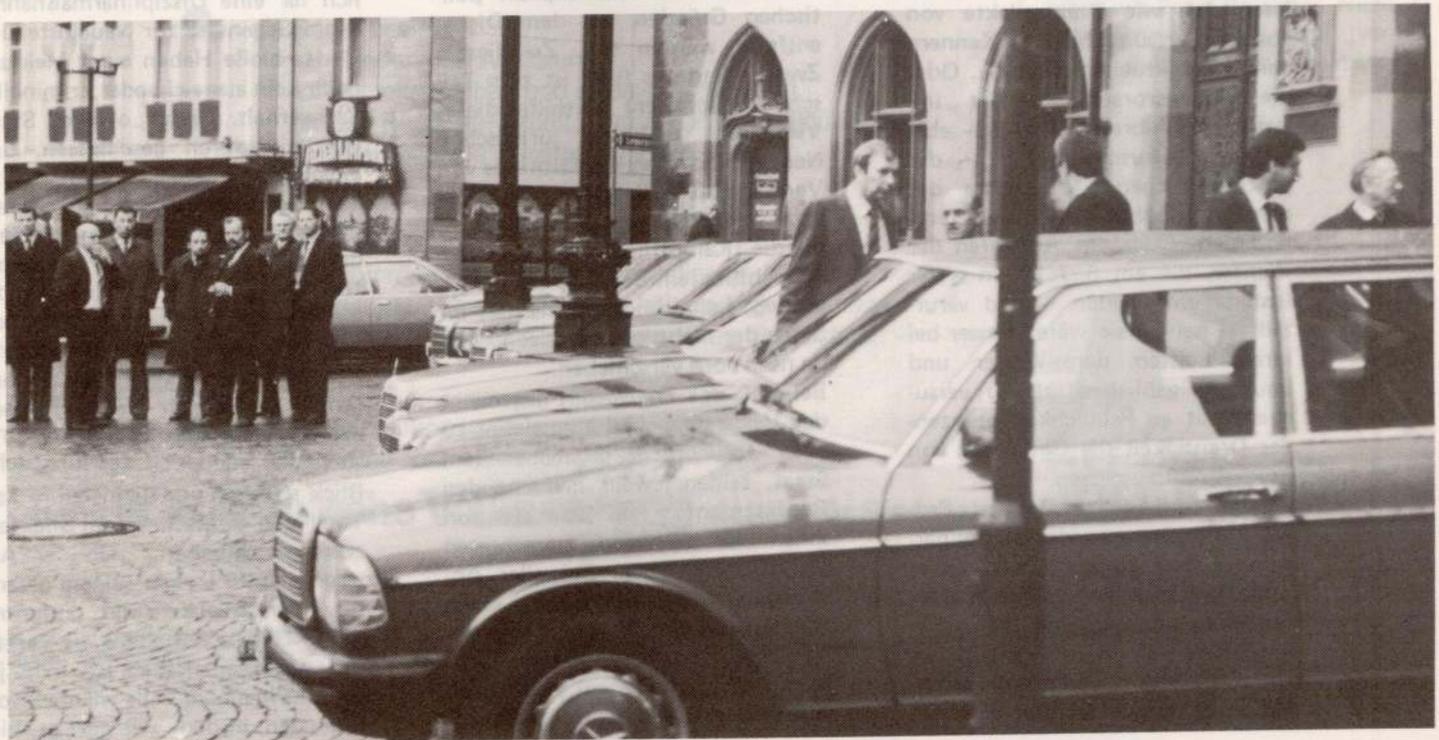
Der ehemalige Rocksänger Lincoln Bouve gründete, nachdem sein Sportwagen zum 3. Mal abgeschleppt war, die Humiliation Elimination Inc. – ein Unternehmen zur Ausmerzung der Erniedrigung. Mit 100 Mark jährlich ist man Teilnehmer und künftig wird der Ärger zum Fest. Denn mit Luxuslimousine gehts zum Autosammelplatz, wo nicht gesucht und gezahlt wird, sondern geschmaust nach freier Wahl, einschließlich Kaviar und Sekt, während Fachleute die lästigen Tätigkeiten übernehmen.

# Randnotizen

## Ehrenbürgerschaft als Privatfeier

Was sich am Abend des 15.10.81 in der Hessenschau als Festakt der Stadt Frankfurt für den Bürger Abs entpuppte, schien am Nachmittag einem am Römerberg zufällig vorbeikommenden Beobachter eher auf ein Nachspiel der IAA (Ausstellung der Firma Mercedes Benz, oberste Preisklassen) oder ein Maffiatreffen hinzudeuten. Flink eilten aus plötzlich vorfahrenden Prunklimousinen Gäste des festlichen Ereignisses in den Römer, Öffentlichkeit war nicht gefragt, ja unerwünscht. Man wollte unter sich sein. Wegen der hier abgebildeten Fotos erschien – eigens herbeigerufen – die Frankfurter Polizei: gar nicht abgelichtete Herren des erlesenen Clubs machten laustark Rechte am eigenen Bild geltend.

Die des Wegs kommende „Bevölkerung“ schimpfte „übrigens nicht schlecht über die Protzerei (der Römerberg war mit großen Schlitten so vollgeparkt, daß Fußgängern wenig Platz blieb) dieser klammheimlichen Feier, die in ihrer zwar arroganten, aber wenig souveränen Nicht-Öffentlichkeit in eklatantem Widerspruch stand zur These vom wiedererwachten Bürgerstolz.





reichend evidente Einzelverstöße gegen die Pflicht der Verfassungstreue nicht festgestellt werden können, der Beurteilung im Hauptverfahren überlassen bleiben . . . " 2) Nachdem diese Kammer die Unhaltbarkeit der ministeriellen Vorwürfe attestiert hat, bleibt sie an der Person, der Biographie, auch dem „Privatmenschen“ Peter Brückner hängen als dem eigentlichen „Sachverhalt“, über den geurteilt werden wird. Und darüber kann dem noch unentschiedenen Zuschauer fürs erste das eine, das Lachen, gründlich vergehen.

Die Suspendierung erfolgte im Herbst 1977, verbunden mit einem später aufgehobenen Hausverbot und einer noch später aufgehobenen Kürzung der Dienstbezüge. Außerdem wurde Brückner die Annahme eines Rufs auf einen Lehrstuhl in Holland vom Dienstherrn untersagt. Um diese Vorwegmaßnahmen gab es im einzelnen verschiedene Gerichtsverfahren. Es kann davon ausgegangen werden, daß in den diversen Einlassungen der Gerichte in diesen Verfahren der Spielraum des endgültigen Urteils abgesteckt ist, und die mündliche Begründung des erstinstanzlichen Urteils in der Sache vom 7.10. hat dies bestätigt. Insofern kann sich die Beschäftigung mit den juristischen Aspekten vorläufig auf das bisher vorliegende Material stützen.<sup>3)</sup>

Es gibt in den letzten Wochen eine Aufmerksamkeit für den „Fall“ Brückner in diversen Presseorganen und unter Hochschullehrern, wie sie zum Zeitpunkt der Eröffnung des Verfahrens (Oktober 77) und unmittelbar danach nicht gegeben war. Im Gegenteil, auch auf Seiten der (linken) Öffentlichkeit herrschte damals so etwas wie Berührungsangst vor, oder explizite Kritik an dem „untaktischen“, „nicht-wissenschaftlichen“ Verhalten Brückners. Oder

eben doch der Vorwurf an ihn, sich nicht eindeutig genug zum Thema Terrorismus „erklärt“ zu haben. Die neue Aufmerksamkeit speist sich aus der Sorge vor einem neuen Repressionsschub gegenüber der Linken und vor Zensur und Kontrolle über den noch verbliebenen Raum kritischer Wissenschaft, Forschung und Lehre an den Universitäten. Mit einer möglichen Verurteilung Brückners würde die staatliche Kontrolle noch engmaschiger über dem Wohlverhalten seiner verbeamteten Wissenschaftler lauern; es ist ja die wissenschaftliche Arbeit Brückners, aus der ihm ein Strick gedreht werden soll, und nicht etwa seine Mitgliedschaft in irgendeiner der staatsabträglichen Vereinigungen.

Die praktischen Probleme einmal beiseite gelassen (welche Kultusbürokratie könnte diesen Aufwand bewältigen?), ist es in der Tat eine bedrohliche Vorstellung, daß in Zukunft irgendein Bürokratenseelchen über wissenschaftliche *Gesamtwerte*, einzelne *Gesamtpersönlichkeiten* und deren *Gesamtvhalten* unter strafrechtlich relevanten Gesichtspunkten urteilen, positive bzw. negative Sanktionen treffen wird . . . Der Anpassungsdruck stiege ins Grandiose, die Universitäten und im Gefolge der gesamte Ausbildungsbereich überhaupt wären für die sozialen Bewegungen und für die Kritische Wissenschaft verloren.

Soweit aber wird es – unabhängig vom Ausgang des Verfahrens – in absehbarer Zeit nicht kommen. Die juristischen Konstruktionen sind dafür – noch – zu schlampig und zu schwach. Beispiel: Im Disziplinarverfahren wird Brückner auch die

Mitherausgabe von „Buback – ein Nachruf“ angelastet. Nun liegt aber zu eben diesem Vorwurf im Zusammenhang der Verfahren gegen alle niedersächsischen Mitherausgeber ein eindeutiger Freispruch auch für Brückner vor, und keine noch so windschiefe Konstruktion – wie die eines sogenannten „disziplinären Überhangs“ – kann diesen Widersinn von der Groteske zum juristischen Argument umbiegen. Aber vielleicht sollte auch gar nicht viel mehr erreicht werden, als tatsächlich (und ohne rechtsgültiges Urteil) schon an Schuldspruch und Strafverbüßung stattgefunden hat: die – teilweise – gelungenen juristischen, finanziellen und propagandistischen Maßnahmen des Dienstherrn, die Brückner für eine bestimmte Zeit als politisches Individuum stigmatisieren und ausgrenzen konnten, und das vier Jahre andauernde faktische Berufsverbot. Das zusammengenommen ist mehr, als von einem letztinstanzlichen Urteil zu erwarten gewesen wäre.

Damit wird klarer, in welchem Zusammenhang das Verfahren tatsächlich steht. Nicht jedem kritischen Wissenschaftler nämlich wäre es so ergangen wie Peter Brückner. Nicht jede kritische, linke Aussage „verdient“ es überhaupt, von staatswe-

Zu Spät und von Drau  
Zu Spät und von Drau  
Zu Spät und von Drau  
Zu Spät und von Drau

gen mit soviel „fürsorglicher Zuneigung“ bedacht zu werden. Albrecht u. a. sind zwar in einem – an unseren Vorstellungen von Intellektualität und bürgerlicher Kultur gemessenen Sinne – mit selbiger nicht gerade gesegnet, was sie aber auszeichnet, ist ein ausgeprägter Instinkt für die Macht, und damit auch für die Gefahren, die ihrer Macht ausübung drohen könnten.

Auch der Zeitpunkt ist nicht zufällig. 1977 war ein ereignisreiches Jahr, wie jeder weiß. Stammheim. Mogadischu. Mescalero. Und kein Ende. Weniger spektakulär: daß die Technokratisierung der Hochschulen abgeschlossen wurde. Absentismus, Verweigerungs- und Streikbewegungen brachten dies unübersehbar zum Ausdruck und verwiesen darüber hinaus auf den Zerfallsprozeß, dem intellektuelle Identität und wissenschaftliche Arbeit – der theoretische Diskurs – ausgesetzt sind. In dieser Zeit der Großen Unruhe kippt die Universität aus der Spur ihres bisherigen „linken Selbstverständnisses“. Gleichzeitig diese Krise sowie den probaten Vorwurf der Geistigen Mittäterschaft <sup>4)</sup> ausnützend, ist 1977 auch die Geburtsstunde der neuen Offensive von Rechts. So zeigt sich, daß die Maßnahmen gegen Brückner offenkundig im Zusammenhang mit den Unruhen an den deutschen Hochschulen stehen, daß unter dem „Namen“ der Überprüfung von Brückners **Gesinnung** auf ihre Verfassungstreue sein politisch-öffentliches **Verhalten** exekutiert werden soll.

In den entsprechenden Justiztexten finden sich Stellen, die sich weniger mit Brückners Meinung (seiner feindseligen Einstellung), sondern mit seinem Verhalten beschäftigen: „... wegen seiner bereits in der Vergangenheit hervorgetretenen Neigung, gegen ihn anhängige Disziplinarverfahren im Hochschulbereich, auch in eigenen Lehrveranstaltungen, zum Gegenstand von Diskussionen zu machen, entspricht die Suspendierung pflichtgemäßem Ermessen.“ <sup>5)</sup> Diese Figur des Unruhestifters ergänzt den unwissenschaftlichen Agitator, den der Minister in Brückner sieht, den Sympathisanten. Das heißt, und das wäre die These gegen einen verabsolutierten und hermetischen Repressionsbegriff wie er in der gegenwärtigen Solidaritätskampagne vorherrscht:

letztlich steht mit Brückner nicht *die* Linke, *die* kritische Wissenschaft vor dem Kadi, sondern eine bestimmte politisch wissenschaftliche Praxis, ein als „anarchistisch“ eingestuftes Unruhepotential an den Hochschulen und ein spezifischer Wissenschaftsbegriff, der sich vom akademischen Konsens ein Stück entfernt hält. <sup>6)</sup> Diese These wird bestätigt durch eine Äußerung eines Richters am 7.10., heute wäre die Suspendierung nicht mehr unbedingt erforderlich, da ja – Gott sei's gedankt – an den Universitäten wieder ein anderes Klima herrschen würde. <sup>7)</sup>

Die Unfähigkeit der akademischen Linken, auf dieses „veränderte“ Klima noch spürbar einzuwirken, entspringt – unter anderem – einem Verständnis von Wissenschaft, Universität und kritischer Intelligenz, das die Entwicklung der letzten Jahre ungebrochen überdauert hat.

Dieses Verständnis dominiert auch die Solidarisierungswelle mit Peter Brückner. Die „wissenschaftliche“ Verteidigung konzentriert sich ausschließlich auf den institutionellen Rahmen von linker Theoriebildung und artikuliert sich in Termini des traditionellen akademischen Selbstverständnisses. Und dem liegt eben die Weigerung zugrunde, sich den veränderten Bedingungen zu stellen. Weil sich die Verteidigung der kritischen Wissenschaft nicht an dem Zerfallsprozeß eben dieses traditionellen Selbstverständnisses und der ihm entsprechenden institutionellen Wirklichkeit abarbeitet, sondern ihn lediglich beklagt, oszilliert sie so häufig zwischen Schaumschlägerei und linker Larmoyanz und Moralität.

Damit ist letztlich auch verhindert, an das in diesem Zerfallsprozeß freigesetzte neue Verhältnis von sozialer Erfahrung und kritischer Theoriebildung, das den institutionellen Rahmen sprengt, anzuknüpfen.

1977  
SS  
SPÖ  
INTELLIGENZ  
UN

Jakob Geherda

#### Anmerkungen

1) In einem Interview mit der Bildzeitung erzählt der niedersächsische Landesvater, wie er seine Kinder zu erziehen pflegt, wenn sie einmal gelogen haben und dabei erwischt worden sind. Er schickt sie dann in den Wald und läßt sie mit bloßen Händen einen Strauß Brennesseln pflücken.

2) aus dem Beschluß des 2. Senats des Niedersächsischen Disziplinarhofes in Lüneburg vom 15.2.1980

3) d.h. die Anklageschrift für das Verfahren vor der Disziplinarkammer des Verwaltungsgerichts in Hannover (Dok. in der Dokumentation des Komitees für Grundrechte und Demokratie: „Der Staat als Diffamierer – Erneute Dokumentation in Sachen Disziplinarverfahren gegen Peter Brückner“) und der unter 2) zitierte Beschluß in einem der Vorverfahren, mit dem Brückner die Aufhebung der vom Ministerium verhängten „vorläufigen“ Disziplinarmaßnahmen (Suspendierung, Einbehaltung von Dienstbezügen) erreichen wollte. Außerdem gibt es zu dem „Fall“ mehrere Publikationen. Hier sei verwiesen auf: Dietrich Wetzels, „Zum ‚Fall Brückner‘. Tatsachen und Tendenzen. Internationalismus Verlag“; auf „Zum Beispiel Peter Brückner. Treue zum Staat und kritische Wissenschaft.“ Hrg. von A. Krovoza u.a., EVA und „Über die Pflicht des Gelehrten auch als Bürger tätig zu sein“ von Peter Brückner und A.R. Oestmann. Internationalismus Verlag.

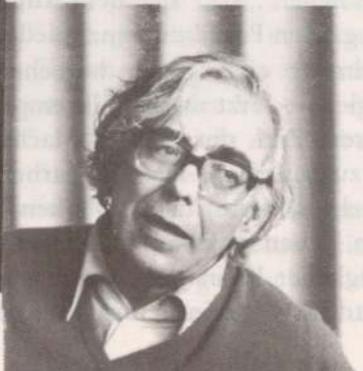
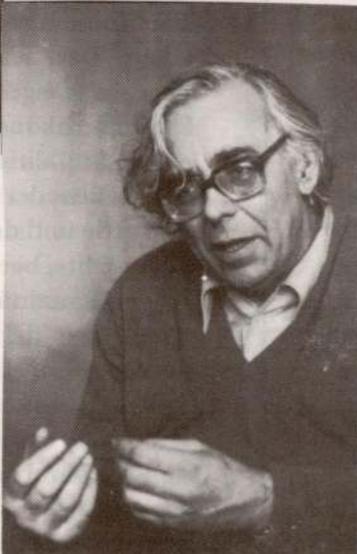
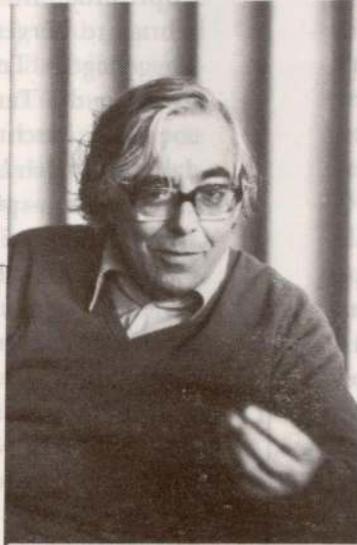
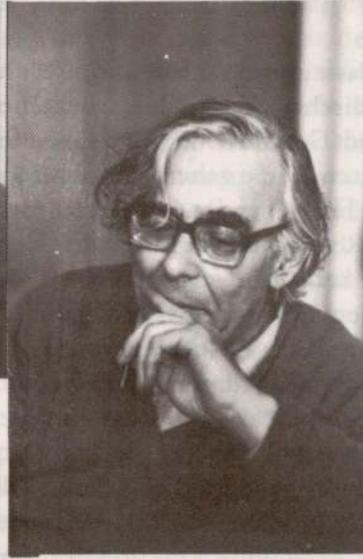
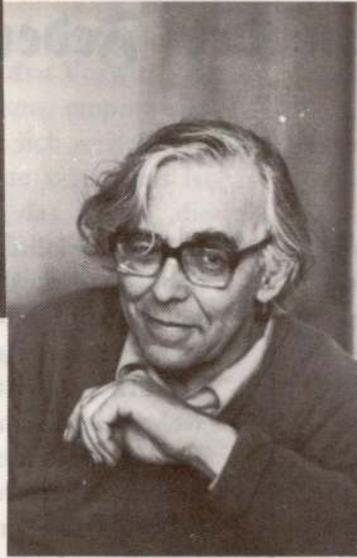
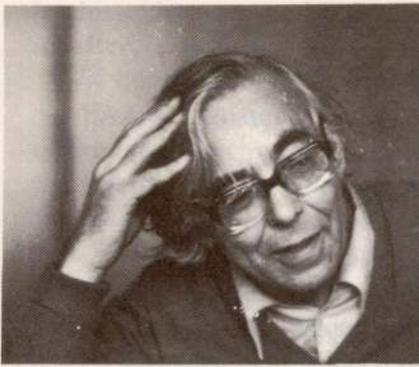
4) Die im Herbst 1977 von 177 Hochschullehrern unterzeichnete Distanzierungsanzeige in der Tagespresse (veröffentlicht in: Briefe zur Verteidigung der Republik, RoRoRo aktuell) lieferte – unbeabsichtigt? – das dafür benötigte Schulbekenntnis.

5) aus dem Beschluß des 2. Senats, a.a.o.

6) In der mündlichen Urteilsbegründung wurde die „Wissenschaftlichkeit“ Brückners u.a. mit dem Argument angezweifelt, er würde sich weniger vor einem Fachpublikum, sondern vielmehr vorzugsweise vor Studenten(!) äußern.

7) Nun, das Eis scheint am Tauen. Die Suspendierung ist aufgehoben, sie hat ihre Schuldigkeit – soweit es ging – getan. Aufgegangen ist die Rechnung freilich nicht: Die Solidarität mit den „Opfern der Repression“ und die Sorge, selber einmal Gegenstand solcher Maßnahmen zu werden, haben dem Fall größere Publizität verschafft, als es dem Dienstherrn lieb sein konnte (Wie sich diese „Einsicht“ von Cassens, neuer Kultusminister, gegen die privaten Rachgelüste von Pestel, Albrecht u.a. durchsetzen mußte, das war wieder eher die Provinzposse).

Das nimmt vielleicht der Revisionsentscheidung etwas von ihrer Brisanz, und die befürchtete totale Kontrolle geht an den Hochschulen noch einmal vorüber. ... Es kann aber nicht ungeschehen machen, daß in Zukunft Bereiche von wissenschaftlicher Arbeit als anarchistische Agitation ausgegrenzt werden, daß Ruhe an den Hochschulen wieder ein zentrales Anliegen der Politiker und Bürokraten geworden ist – die Prozesse in Heidelberg gegen sogenannte Störer mit Urteilen bis zu zwei Jahren ohne Bewährung, die Prozesse gegen linke Asten wegen Wahrnehmung des politischen Mandats zeugen davon.



Copyright: Isolde Ohlbaum

Copyright: Isolde Ohlbaum

Copyright: Isolde Ohlbaum

# Baschisten der Feder

Von Hugo Wallenstein

Es gibt, allen Klassenunterschieden zum Trotz, eine Art unterirdischer Verbindung zwischen den Gedanken und Gefühlen der Herrschenden und der Beherrschten. Diese geheime Komplizenschaft verrät den Herrschenden, auf welche, sei es noch so leisen, Regungen der Massen ihre Herrschaft sich stützen kann.

In der Bundesrepublik hat sich nicht nur die große politische Tendenz verschoben, auch eine Veränderung des öffentlich dominierenden sozialen Klimas ist unübersehbar geworden: eine Verrohung des Denkens und Fühlens, begleitet von der herrischen Selbstgerechtigkeit derer, die glauben „etwas darzustellen“. In dieser Konstellation wittert eine bestimmte Fraktion der Herrschenden ihre Chance, die Macht zu ergreifen und einen autoritären, soziale Rücksichten verachtenden Obrigkeitsstaat zu errichten.

Das Ziel: die Macht, vor Augen haben die Herren den Ton geändert: offene, klare, knappe Hetze statt weitläufiger, wohlklingender Phrasen. Die FAZ, die sich nie in dem Maße wie die hemdsärmelig-volkstümliche Bildzeitung die Finger schmutzig machen wollte, hat, die Wende im Gespür, die Samthandschuhe abgelegt und selbst die Ärmel hochgerollt. Auffallend ungeniert bedient sie sich für ihre Absichten des offenbar unerschöpflichen Bestandes an autoritären Resentiments, rassistischen Vorurteilen und schiefen, verzerrten Emotionen, die zu dem zusammenschießen, was mancher gern das „gesunde Volksempfinden“ nennt. Daß dabei das sehnsuchtsvoll gehegte Erscheinungsbild eines bürgerlichen Weltblattes in Mitleidenschaft gerät, scheint derzeit nicht weiter ins Gewicht zu fallen: der Erfolg wiegt schwerer als der gute Ruf.

Dennoch unterscheidet sich die FAZ auch weiterhin von der Bildzeitung; es geht ihr kaum darum, mit ihrem neuen „Stil“ sich dem Alltagsbewußtsein eines großen Publikums anzubiedern. Sie verfolgt vielmehr eine genau berechnete politische Strategie; sie setzt das „Volksempfinden“ ein, um ihrem Ziel, der rechten Machtergreifung, Druck zu verleihen. Die FAZ arbeitet nicht daran, rechtes, autoritäres Denken zu erzeugen und am Leben zu erhalten, wie es die Bildzeitung in täglicher Kleinarbeit tut. Sie verschafft ihm stattdessen in einer sorgfältig beo-

bachteten politischen Kräftekonstellation öffentlichen Ausdruck und macht es damit erst zu einem politischen Faktor.

An der unter großer Beteiligung des Publikums geführten Debatte um die Legitimität von Bürgerwehren läßt sich diese Funktion der Presse ablesen. Erst seitdem die Zeitungen über die Möglichkeit und Berechtigung von Bürgerwehren offen diskutieren – und sei es nur in Form der heuchlerischen Mahnung, man dürfe jetzt, trotz des offensichtlichen Versagens des Staates, nicht den Kopf verlieren – erst seitdem fühlt sich der „aufgebrachte Bürger“ bestärkt und ermutigt, seinen langgehegten Traum kundzutun und möglicherweise in die Tat umzusetzen. Die Presse verfügt über die Macht, eine eher untergründige und daher politisch bedeutungslose Stimmungslage in ein allgemein spürbares, politisch wie sozial wirksames Klima zu übersetzen, indem sie den Stimmungen öffentliche Artikulation und Geltung verleiht. Diesem Zweck hat die FAZ einen bedeutenden Teil ihrer Berichterstattung und Kommentierung untergeordnet.

Der Klassendünkel des deutschen Bürgertums, den politisch wie kulturell zu artikulieren die FAZ sich berufen fühlt, war stets auf ein Nichts gegründet. Die bürgerlichen „Werte“ sind in Deutschland nie Realität gewesen, demokratische Strukturen nie ausgeprägt worden. Auch nach dem Ende des Nationalsozialismus stand das politische Leben in der alten obrigkeitsstaatlichen Tradition, nicht in einer bürgerlich-demokratischen. Das deutsche Bürgertum war nie in der Lage, aus eigener Kraft das Land zu regieren. Um seine ökonomische Macht zu erhalten, mußte es immer politische und soziale Anleihen aufnehmen: entweder auf der Linken, bei der Sozialdemokratie und der reformistischen Arbeiterschaft, oder rechts, bei der nationalistischen und rassistischen Mentalität eines rabiaten Kleinbürgertums.

Die Zeit der sozialdemokratischen Regierung in der Bundesrepublik, der „linken Anleihe“ des Bürgertums, möchten einige zur Macht entschlossene Fraktionen der Herrschenden nun unter allen Umständen zu Ende gehen lassen. Aus der Logik der Schwäche heraus, der das deutsche Bürgertum unterliegt, müssen diese Fraktionen sich politisches Kapital bei dem

faschistoiden „gesunden Volksempfinden“ verschaffen.

Wir können uns die Herren aus der Chefetage der FAZ gut vorstellen, wie sie den Vorwurf, sie verbreiteten faschistisches Denken, empört und überlegen lächelnd zugleich von sich weisen würden. Der Faschismus, würden sie sagen, das ist das ganz und gar Unfaßbare, das Böse, „die Mächte der Finsternis und der Hölle“ (FAZ vom 6.10.81). „Wo einer von KZ spricht“ – für das Wort Faschismus gilt selbstverständlich das gleiche – „und etwas anderes als die historische Wirklichkeit von damals oder mit ihr wirklich Identisches meint, da hört das Gespräch auf“, hat bereits vor einigen Jahren der Feuilleton-Leiter der FAZ, Günther Rühle, den Standpunkt der Zeitung formuliert. Wir werden also, um mit der FAZ im Gespräch bleiben zu dürfen, den Nachweis zu führen haben, daß ihr Denken mit dem von „damals“ „wirklich identisch“ ist.

„Wer sich in wachsendem Maße bedrängt und bedrückt von der Tatsache fühlt, daß die parasitären Existenzen in unserem Land so zunehmen, daß man schon von einer Klasse neuer Art sprechen muß, der liest im Brockhaus über den Parasiten: ‚In der Biologie nennt man so ein Lebewesen, das auf Kosten seines jeweiligen Wirtes lebt, ohne diesen unmittelbar zu töten, das ihn jedoch durch Nahrungsmittelentzug und seine Ausscheidungen schädigen und dadurch parasitäre Krankheiten hervorrufen kann.‘ Genau dies ist ein Phänomen von wachsender Bedeutung unserer Bundesrepublik.“

Herr Jürgen Eick, der diese Sätze am 7.10.1981 im Leitartikel der FAZ unter dem Titel „Hin zur parasitären Gesellschaft?“ geschrieben hat, ist nicht irgendein untergeordneter Redaktionsbote (dem man wenigstens das schlechte Deutsch noch hätte verzeihen können), sondern immerhin Mitglied des Herausgebergremiums der Zeitung.

Vor der hier zitierten Passage ergeht der Autor sich in Betrachtungen über die Frage, ob die „Wirtschaft“ ins Gebiet der Naturwissenschaften oder in das der Geisteswissenschaften fällt. Das Problem der „parasitären Klasse“ – darunter versteht der Autor arbeitsscheues Gesindel aller Couleur, vom fidelen Frührentner bis zum fürstlich schlemmenden Hausbesitzer – ist glücklicherweise kein solcher Grenzfall: eindeutig kann es Herr Eick in die Zuständigkeit der Biologie verweisen. Vollkommen in die Irre ginge also, wer, aus liberalem Überschwang heraus, dieses Problem etwa für ein soziales hielte. Nicht politische Strategien sind daher hier angemessen, sondern einzig die kraftvollen Heilmittel der Natur.

Wenn an einem gesunden Volkskörper sich zu viele der schädlichen Schmarotzer eingenistet haben, so lehrt uns schon der erste Blick auf die Gesetze der Natur, gibt es nur eine Rettung: das Ausmerzen.

Natürlich sind die Herren von der FAZ viel zu vornehm zurückhaltend, diese rohe Konsequenz auszusprechen. Allein nach den Worten, die sie wählen, ist sie unausweichlich. Sprache übt, mittels der Bilder, derer sie sich bedient, stets materielle Gewalt über das Denken aus; diese ist um so größer, je mehr die Sprache die Autonomie ihrer Bilder zu verleugnen sucht, je mehr sie bemüht ist, die Assoziationen, die die Bilder hervorrufen, bloß zwischen oder hinter den Zeilen ihre Wirkung entfalten zu lassen. Das biologische, vulgärwissenschaftlich ausgemalte Bild des Parasiten, eingesetzt zur Kennzeichnung einer gesellschaftlichen Gruppe, erzeugt einen Überhang an bildhaften Assoziationen, der das Denken in naturhaften Analogien gefangenhält, der es drängt, sich in den Bahnen dieser Analogien weiterzuentwickeln – bis zum unausgesprochenen Ende. Der FAZ-Schreiber hütet sich, diesen Überschub durch rationale Argumentation aufzulösen. Denn er ist beabsichtigt. Es ist die Technik fast aller avancierten Hetzartikel der FAZ in der letzten Zeit, durch den Assoziations- und Emotionsgehalt der sprachlichen Bilder mehr zu sagen als „offiziell“ zugegeben wird. Diese Technik dient der Erzeugung eines politischen Pogrom-Klimas, in dem auch faschistoide Emotionen sich austoben können, während die Verantwortlichen scheinbar saubere Hände behalten. Die Leistungsfähigkeit auch des autoritären Obrigkeitsstaates, so lautet der „offizielle“ Text, wäre begrenzt; soziale Sichtweisen kann er sich nicht erlauben. Wer krank, alt, arbeitslos ist, ist ein Schädling; der Versuch, auf ihn Rücksicht zu nehmen, würde den Untergang des Volksganzen heraufbeschwören. Unter der Oberfläche dieses Textes aber entwickelt sich eine ganz andere Bilder- und Gedankenkette, die zu „radikaleren“ Schlüssen gelangt als bloß dem Abbau der Sozialversicherung. In ihrem Kern: der Übersetzung eines sozialen „Problems“ in ein biologisches, ist die Argumentation des Herrn Eick „wirklich identisch“ mit der Rassenpropaganda des Nationalsozialismus. Eine Zeitung, der kaum etwas so leicht über die Lippen geht wie der Vorwurf des „Linksfaschismus“, wird sich nicht darauf berufen wollen, sie habe das nicht gewußt.

Politische Macht braucht, um sich erhalten zu können, eine soziale Basis, eine ihr konforme Ausrichtung des gesellschaftlichen Lebens. In Deutschland scheint diese Notwendigkeit beson-

ders ausgeprägt zu sein. Rasche Machtwechsel wie etwa in England entsprechen nicht der deutschen Tradition. Ein Wechsel der Machtverhältnisse ist hier ausgelöst und begleitet durch eine langsame und zähe Verschiebung der Stimmungslage der Bevölkerung. So war es Ende der sechziger Jahre, als die SPD an die Macht kam, und den Klügeren unter den Strategen der Rechten ist nicht verborgen geblieben, daß die Versuche der CDU, die Macht zu erobern, ohne eine entsprechende Formierung des gesellschaftlichen Lebens wahrscheinlich erfolglos bleiben. Um diese Formierung zu bewerkstelligen, wird ein ideologischer und kultureller Bürgerkrieg vom Zaun gebrochen, dessen Schärfe manchen Gutgläubigen überraschen mag.

Der Haß auf Minderheiten, auf „Abweichler“ ist nur eine Komponente dieser Strategie. Um ihn sozusagen salonfähig zu machen, schreckt die FAZ, wie gesehen, auch vor extremen „Denk“-figuren nicht mehr zurück. Zum täglichen Brot gehört bei dieser Zeitung mittlerweile ohnehin eine Flut von Bezeichnungen wie „Pöbel“, „Horde“, „Asoziale“, „Kriminelle“, die einem Blatt mit so emphatisch bürgerlichem Anspruch schlecht zu Gesicht stehen sollten.

Doch der selbsternannte neue Bürger sucht auch das Positive, das ihm die Gewißheit verleiht, Besseres als der Pöbel von der Straße zu sein. Um dem Leben des Bürgers neuen Glanz und neuen Stolz zu schenken, wird die längst faden-scheinig gewordene Hülle bürgerlicher Kultur und Lebensart wieder aufgemöbelt, in monumen-

tal-großkotziger Gestalt wie in der frankfurter Alten Oper oder im kleinbürgerlich-muffigen Alltagskittel wie im Mütterlichkeits- und Geborgenheitskultus der CDU-Sozialausschüsse.

Kultur als von längst verlorengegangenen Inhalten abgezogene, leere Form dient der Selbstbespiegelung eines leistungsorientierten Mittelstandes, der sein Gefühl, die Gesellschaft lebe von seiner Hände Arbeit, durch den Zauber der Exklusivität umschmeichelt sehen möchte. Die erhabene Langeweile und konfektionierte Schönheit der neuen Kultur darf keinesfalls verändernd in die gesellschaftlichen Widersprüche eingreifen, sondern soll diese gerade stillstellen, aus dem Bewußtsein der Konsumenten auslöschen. Sie verleiht dem verwaschenen „Klassenstolz“ dieses Mittelstandes sinnlich-handgreiflichen Ausdruck. Die mit viel Geld geformte Maske der Selbstgefälligkeit suggeriert Selbstsicherheit gegenüber denen, die mit der bloßen Form nicht zufrieden sind und weiterhin Anderes suchen. An diesem Punkt offenbart die Neubürgerliche Gemütlichkeit ihre aggressiven Züge: wer sich der verzuckerten Integration widersetzt oder sich die Eintrittskarte in die glitzernde Welt einfach nicht leisten kann, der wird zur parasitären Existenz, zum vogelfreien Mob erklärt. Aber vielleicht verrät der ungezügelte Haß auf den „Pöbel“, auf die, die nichts arbeiten wollen, die leise Ahnung des im Schweiß seines Angesichts sich abmühenden Bürgers, wie hohl alles das ist, was ihm als „Großer Stil des Lebens“ zum Kauf geboten wird.

## Briefe an die Herausgeber

### Unsere „Ausbeuter“

Den Verfassern von zwei Leitartikeln, Arno Surminski in der F.A.Z. vom 23. August und Jürgen Eick in der F.A.Z. vom 7. Oktober, gebührt höchstes Lob und vollste Zustimmung. Der erstere trägt die Überschrift „Von Ameisen und Grillen“, und die Überschrift des anderen lautet „Hin zur parasitären Gesellschaft“. In beiden Artikeln werden Krebschäden unserer modernen Gesellschaft mit Recht angeprangert. Leute, die es verstehen und sich mit staatlicher Duldung daran gewöhnt haben, selbst möglichst nichts zu tun und andere für sich arbeiten zu lassen, werden zu einer Gemeingefahr,

besonders durch das „Vorbild“, das sie Jugendlichen geben, die innen aus Unkenntnis und Unerfahrenheit auf diesem bequemen und daher attraktiven Weg nur zu gern folgen. Dabei schauen die verantwortlichen Stellen tatenlos zu, und offenbar wagt es niemand von ihnen, diesen wahrhaften „Ausbeutern“ der modernen Gesellschaft, wie sie Jürgen Eick zutreffend nennt, auf die Finger zu klopfen. Geschieht das aber nicht in Bälde, so bedeutet das das Ende echter sozialer Politik und gefährdet den Sozialstaat schlechthin.

Dr. v

ller, Michelstadt

### Nicht nachlassen

Ich habe bemerkt, daß die F.A.Z. eine schärfere Gangart gegen die Schmarotzer unserer Gesellschaft sowie Chaoten eingeschlagen hat. Ich halte dies nicht nur für berechtigt, sondern für dringend notwendig; nachdem weder Politiker noch Parteien noch die sonstigen Zeitungen es seither gewagt haben, hier ein klares Wort zu sprechen, ist diese staatsmännische Aufgabe Ihrer Zeitung wie auf den Leib geschneidert — und ich möchte Sie bitten, hier nicht nachzulassen.

Eberh

ld, Urach

(FAZ vom 26.10.81)

Frankfurter Allgemeine Zeitung  
 Von Diskussionsred-  
 nern gefordert, ging der Polizeipräs-  
 wient auch auf die „unrühmliche Rolle“  
 ein, die der Allgemeine Studenten-Aus-  
 schuß der Universität bei Demonstra-  
 tionen spiele. Wenn unter den Anmel-  
 denden Mitglieder des AStA sind, ziehen  
 wir uns immer besonders warm an,  
 Stre-  
 Ma-  
 rü-  
 vor höl-  
 nah-  
 hi

Frankfurter Allgemeine  
 ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND  
 Schlecht bewacht

**Schwacher Bundesgenosse**  
 Noch Krieg  
 Hier entsteht eine neue Klasse der  
 Ausbeuter: Nichtsteuer, die sich  
 durch politische Agitation die Lan-  
 geweile vertreiben, natürlich gegen  
 das Gemeinwesen, das sie so grobzu-  
 gig ernährt und sich damit lächerlich  
 macht. Man kann ja wohl auch kaum

**God in Berlin**  
 Die schlimmen Bilder von den Straßen-  
 kämpfen der vergangenen Monate zeig-  
 ten, daß es nur noch eine Frage der Zeit  
 sein konnte, bis solch unkontrollierter  
 Ausbruch ein Todesopfer finden würde.  
 Wer diese Krawalle organisiert hat, der  
 hat zumindest in Kauf genommen —  
 wenn nicht darauf spekuliert —, daß der  
 Tod von Menschen

**Hin zur parasitären Gesellschaft?**  
 die parasitären Existenzen in unse-  
 rem Land so zunehmen, daß man  
 schon von einer Klasse neuer Art  
 sprechen muß, der liest im Brock-  
 haus über den Parasiten: „In der  
 Biologie nennt man so ein Lebewe-  
 sen, das auf Kosten seines jeweiligen  
 Wirtes lebt, ohne diesen unmittelbar  
 zu töten, das ihn jedoch durch Nah-  
 rungsmittelentzug und seine Aus-  
 scheidungen schädigen und dadurch  
 parasitäre Krankheiten hervorrufen  
 kann. Genau dies ist ein Phänomen  
 von wachsender Bedeutung unserer  
 Bundesrepublik.“

**Um die Autorität**  
 Bruno Dechamps,  
 Joachim Fest,  
 Fritz Ullrich Fack,  
 Georg Reisman  
**Selbsterhaltung**  
 D 2955 A  
**W** **u** **f**  
 Krankheit. Erst war das „Totschuf-  
 ten“ Trumpf; heute lebt man fein,  
 alternativ, wohlgebettet in lauter



## Im Reich der Sin.

Der feierliche Eröffnungsakt der frankfurter Alten Oper ist von den dafür Verantwortlichen, wie sie selbst sagen, bewußt auf den Todestag des „größten Sohnes der Stadt“, Goethes, gelegt worden. Besser als die festtäglichen Reden verrät diese eher beiläufige Geste, wovon die neue Kulturpolitik zehrt. Sie beschwört die Kontinuität der Kultur herauf, die im Zeichen des Schönen herstellen soll: Schönes hat es zu allen Zeiten gegeben. Mit der Zurschaustellung des Schönen aller Zeiten reagiert die neueste kulturpolitische Restaurationsbewegung auf den offenkundigen Zerfall der Kultur in der nachbürgerlichen Gesellschaft.

Aus seiner eigenen Immanenz heraus besitzt das einzelne Kunstwerk nicht mehr die Kraft, eine gesellschaftlich wirksame Aura des Schönen zu entfalten. Die Massenmedien und Reproduktionstechniken haben es zum bloßen Konsumartikel werden lassen; allenfalls in der privaten Rezeption könnte es noch als Kunstwerk wirken. Der kulturellen Restaurationspolitik geht es aber um die *öffentliche* Wirkung der Kultur. Soll in dieser Absicht die Aura des Kunstwerks – nicht dieses selbst – gerettet werden, so muß sie zum Gegenstand einer gesellschaftlichen Inszenierung gemacht werden. Das einzelne Kunstwerk funktioniert – um den Preis seiner Verurteilung zu völliger Austauschbarkeit – als auratisches allein noch in einem ästhetisierten Kontext, in einem dem Schönen gesellschaftlich zugewiesenen Bezirk. Weil dessen einzelne Bestandteile sich gegenseitig stützen müssen, da jedes von allen übrigen seine auratische Kraft bezieht, ist die wahllose Montage kontrastierender Elemente und Stile zum Gestaltungsprinzip des ästhetischen Rahmens geworden. Nur indem dieser, zumindest virtuell, alles zusam-

menfaßt, was jemals als schön gegolten hat, vermag jedes einzelne Teil sich als ein Stück Kultur zu behaupten. Das Gesamtkunstwerk, wie die frankfurter Alte Oper zweifellos eines darstellt, präsentiert sich als Verschmelzung von Supermarkt und Tempel.

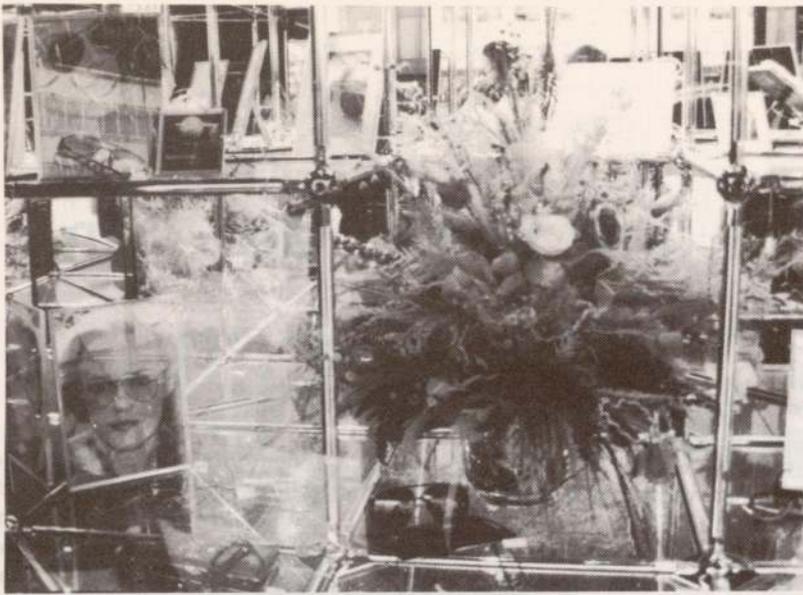
Die Techniken, derer sich die Restaurateure unwillkürlich bedienen: die Montage und das Zitat, entstammen dem Arsenal früherer künstlerischer Avantgarde-Bewegungen: dem Dadaismus und Surrealismus. Unter dem Diktat der Restauration hat sich die Intention dieser Techniken ins Gegenteil verkehrt: ging es der Avantgarde darum, die Autonomie des schönen Scheins zu zerstören, den geschlossenen Zusammenhang des Kunstwerks und der Gesellschaft, innerhalb derer es fungiert, aufzubrechen, zu zerreißen, so ist es der Restauration darum zu tun, die allenthalben sichtbaren, spürbaren Risse und Spalten im gesellschaftlichen Leben an der Oberfläche zu schließen und zu kitten. Feingefühl und Stilsicherheit freilich verrät der Dilettantismus nicht, mit welchem Goethesche Klassik, monströser Klassizismus der Gründerjahre, der unvermeidliche „Hauch von Paris“ und die Frankfurter Apfelwein-Gemütlichkeit zu einem üppigen Gesamtkunstwerk montiert worden sind.

Je dünner die Haut, desto reizbarer die Nerven: Bei der Generalprobe der Eröffnungsfeier begingen der Dirigent und die Musiker den eklatanten Fehler, in einfacher Straßenkleidung zu erscheinen; dies gab Anlaß für einen Skandal, der kaum größer hätte ausfallen können, wenn das Orchester Mahlers „Symphonie der Tausend“ bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hätte.

Um Feingefühl in Fragen der Kunst, das verrät die kleine Episode, geht

es den Adressaten der neuen Kulturpolitik nicht, vielmehr ausschließlich um solche der Etikette und der feinen Manieren. Je strahlender das Ereignis, desto weniger vermögen die Augen zu sehen. Auf die Krise der Kunst antwortet die Restauration mit ihrer Abschaffung im Namen der Wiederbelebung der Kultur.

Ist der Kapitalismus auch auf dem Gebiet der Kunst nicht sonderlich zu Hause, so bleibt uns doch die Hoffnung, daß wenigstens der Geschäftssinn des Bürgers noch untrügllich ist. Indes, nicht allein das Kunstwerk, auch eine der originären Erregenschaften des Kapitalismus, steckt in der Krise: das Warenhaus. Unübersichtlich, in eintönigem Neonlicht, ermüdend und einschläfernd präsentieren sich die großen, in der Zeit des Massenkonsums entstandenen Kaufhäuser wie bessere Warenlager. Von dem Glanz, den die ersten Warenhäuser des 19. Jahrhunderts in Paris und London verbreiteten, ist wenig geblieben. Die Kaufhäuser haben ihre besondere Faszinationskraft eingebüßt, allein noch in der Quantität des Warenangebots heben sie sich hervor. „Tausendfach alles unter einem Dach“, lautet der einfallslose Werbeslogan eines großen deutschen Kaufhauskonzerns. Dieser Verlust seiner besonderen Qualität ist die Wurzel der Krise des Kaufhauses. Eingekeilt zwischen billigeren Ramschsupermärkten auf der einen, teureren, aber qualifizierteren Fachgeschäften auf der anderen Seite, sind die Umsätze der Warenhäuser zurück-



gegangen. Die Verödung der Innenstädte, die säuberliche Aufspaltung der Städte nach ihren jeweiligen Lebensfunktionen, haben das Ihre dazu getan, den Kaufhäusern die Kundschaft abspenstig zu machen.

Doch die Krise reicht tiefer, als es zunächst den Anschein hat: das Kaufen selbst ist es, das seine Faszination verloren hat. Das Publikum kauft, soweit dies unter den Bedingungen des organisierten Kapitalismus überhaupt möglich ist, heute stärker unter sachlichen Gesichtspunkten: bei den Dingen des täglichen Gebrauchs gibt der Preis, bei den Anschaffungen fürs Leben die Qualität den Ausschlag für den Kauf. Das Warenhaus hat am stärksten unter dieser Entwicklung zu leiden: es lebt von dem Zauber, der das Kaufen umgibt, von der Verführung und sanften Überredung zum Kauf. Aber welcher Kundin könnte es in einem heutigen Warenhaus noch so ergehen wie der Frau Marty, einer Romanfigur Zolas, in einem der Pariser Verkaufspaläste: „Frau Marty hatte jetzt das angeregte und nervöse Gesicht eines Kindes, das unvermischten Wein getrunken hat. Mit klaren Augen, die Haut kühl und frisch von der Kälte, die auf der Straße herrschte, war sie hereingekommen, dann aber hatte sie sich allmählich die Augen und den Teint versengt am Schauspiel dieses Luxus, dieser starken Farben, deren ununterbrochener, rasch vorüberziehender Reigen ihre Leidenschaft aufstachelte. Als sie endlich fortging, nachdem sie, entsetzt über den Rechnungsbetrag, gesagt hatte, sie werde zu Hause bezahlen, hatte sie die verzerrten Züge, die geweiteten Augen einer Kranken.“ Die einzige Leidenschaft, die das öde Kaufhaus der siebziger Jahre noch erregte, war die des Diebstahls. Diese zu entfachen, liegt freilich nicht im Interesse der Kaufhauskonzerne.

Noch ist der direkte Anschluß an den Frankfurter Verkehrsverbund nicht eröffnet, und so nähert man sich dem neuen Hertie noch auf traditionelle Weise, nämlich von der Zeil her kommend. Hat der Betrachter dann das „größte Kaufhaus in Rhein-Main“ durchs Erdgeschoß

betreten, kann er sich fürs erste des Eindrucks einer neuen Kaufhausatmosphäre kaum erwehren: ausgeleuchtet durch die vielen Punktstrahler, die licht- und schattenreich das gleichmäßige bürogewohnte Neonlicht abgelöst haben; eingekleidet in eine an florentinische Nobelgeschäfte erinnernde Kombination aus dunklem weichem Holz und darin eingelassenen Spiegeln, deren Zusammenspiel durch ein ausbalanciertes Nähe-Ferne-Verhältnis Faszination und Distanz gleichzeitig zu erzeugen vermögen. Den vorgegebenen, nicht rechtwinkligen Wegen intuitiv folgend, präsentieren sich dem Besucher (dem müßigen, nicht dem zielstrebigem) die einzelnen Abteilungen wie Fachgeschäfte. Diese sind nicht – wie in den Passagen – durch Türen und Fenster voneinander abgegrenzt, so daß der Besucher nicht erst eine Hemmschwelle zu überwinden hat, um ohne gezielten Kaufwunsch in sie einzutreten. Diese Atmosphäre eher störend, sind die Billigpreisschilder, die sonst das optische Bild beherrschen. Sie verschwinden hinter den nach ästhetisch avancierten Kriterien ausgestellten Waren. Die (noch) verbliebenen Wühltische – sie sollen demnächst einem Weihnachtsmarkt weichen – nehmen sich wie ein Ghetto in dieser teuren Warenwelt aus: eine von Spiegeln eingefäßte Insel für die Armen Leute, die in vielen der anderen Abteilungen, sollten sie sich dort hinbegeben haben, exotisch, fremd und deplaciert wirkten.

Je nach dem, welche der verschiedenen Rolltreppen man wählt, erschließt sich einem das jeweils folgende der fünf Stockwerke aus einer anderen Perspektive, deutlich geprägt durch die zwischen den Waren aufgestellten aufwendigen und zum Teil großzügigen Dekorationsflächen. Auffällig die – völlig beliebige – Zitatensammlung in den einzelnen „Dekogruppen“: Gegenstände eines – vergangenen – alltäglichen Lebens wie Pferdewagen (unverkäuflich), Milchkannen (verkäuflich), ein Vorläufer der heute gebräuchlichen Waschmaschinen – damals ohne Strom – oder auch ein Beichtstuhl von 1860 (3.398,-), die teils zum Verkauf, teils nur als Dekorationsstücke dem Ganzen eine Spur von Authentizität, Einmaligkeit und kulturellem Niveau verleihen sollen (Letzteres führt zu der kaum

gelingenen Idee, dem Kaufhaus ein kleines Museum einzuverleiben: es wirkt künstlich und deplaciert.). Mutter Courage zieht als frische Mittdreißigerin auf den Flohmarkt, auf dem es tatsächlich echt gebrauchte Sachen zu kaufen gibt, z. B. Kohleöfen aus Gußeisen (zwischen 1.000 und 4.000,-), der ansonsten aber seinem „Vorbild“ weder an Atmosphäre noch an Angebot oder Preisgestaltung das Wasser reichen kann. Dazwischen, um sich von den „aufregenden Einzelheiten“ zu erholen, liegen Ruhezone; das sind – für ein Kaufhaus ungewöhnlich – Stühle oder gar Stuhlreihen, die ohne direkten Kaufanschluß zum Ausruhen einladen. Für die jüngeren Besucher bieten die Erlebnis-Produzenten des modernen Marketing die Cola-Bar im Automatenlook einer amerikanischen Suburb an; eine endlose Kette billiger Videofilme hält die dort abgestellten Kinder solange fest, bis Müttern den Einkauf ohne Störung getätigt hat. Und für die ganz Kleinen der Steiff-Zoo mit Geräuschen aus dem deutschen Wald im O-Ton. Dann und wann stößt der Besucher auf eine, der Innenarchitektur gehobener Gemütlichkeit entnommene echte Zimmerpalme, die sanft, aber nachdrücklich das Niveau betonen soll, das hier mit der jeweiligen Ware zusammen erworben werden kann: das Kaufen als ein ästhetisiertes Ereignis und nicht etwa als bloße Notwendigkeit.

Durch den „ungeraden“ Grundriß von „Hertie-Zeil“ schon vorgezeichnet, entwerfen die durch Wegführung, Farbtonung und Lichtquellen vorgezeichneten Fluchtlinien gerade nicht die Art von Übersichtlichkeit, die bislang das Kaufhausdesign beherrschte. Hier soll man sich wie „zu Haus“ fühlen können, nur welt-offener, und nicht etwa auf dem kürzesten Weg dahin gebracht werden, wo sich der schon gebildete Kaufwunsch nur noch zu realisieren braucht. In der neuen Kaufhausatmosphäre soll das Bedürfnis erst geweckt, die Wünsche erst gebildet werden. Verständlich und unentbehrlich deshalb die vielen Informationsquellen, die diesen „Mangel an Übersichtlichkeit“ ausgleichen und den neuentstandenen Bildern ihren Ort im Kaufhaus zuweisen sollen. Schade – für den Hertie – daß sich die Wirkungsintention und ihre tatsächliche Realisierung kaum einander so angleichen, wie es der in Her-



ties Selbstdarstellung angeschlagene Ton vermuten läßt: es mangelt entschieden an Platz, an freiem Raum.

Läßt man sich hinabfahren ins „Basement“, erwartet einen zwar nicht Deutschlands führende Lebensmittelabteilung — die findet sich im konzerneigenen KaDeWe in Berlin — trotzdem sind Dekoration, Auswahl und Preisgestaltung von einer Art, die gelassen, aber entschieden einen Teil des üblichen Kaufhauspublikums in die benachbarte Kaufhalle verweist. (Die Ästhetisierung des Kaufhauserlebnisses übernimmt auch Ordnerfunktion, setzt neue Grenzen ebenso, wie sie andere verschieben soll.). Auch an einem der Plätze, an denen noch am ehesten das einfache Volk herumlungert, hat der Hertie neue ästhetische Maßstäbe gesetzt: am Steh- und Schnellimbiß. Neben den üblichen Wurstständen erstreckt sich eine naturechte Saftbar, aufgestellt unter reizend gebogenen Arkaden, italienisch, aus warmer Sandsteinimitation (eher Bühnenbild als Wurstbude). Wenn da nicht eben eine auf französisch getrimmte Backtheke mit gesalzenen Preisen den Höhenflug stoppte und dem in Teilen realisierten ästhetischen Anspruch, unmittelbar Ware und Käufer unter Umgehung des Preises zu paaren, unweigerlich Grenzen gezogen hätte. Und diese Beschränkung der ästhetischen Wirkung, die ökonomische Notwendigkeit, eben doch alles unter einem viel zu kurz gezogenen Kaufhausdach zu vereinen, hat seine unmißverständliche Entsprechung: es geht schließlich auch (nur) um das Immergleiche, das Geld, und es mangelt dem Hertie entschieden an dem, was für die geheimen Vorbilder, die großen Warenhäuser des 19. Jahrhunderts noch gegolten hat: an Großzügigkeit. Darüber setzt der Hertie selber die neue Konzeption aufs Spiel, den bisherigen Einkaufsblick — zuerst der Preis und dann die Ware — umzukehren, und dabei die Bilderkraft der Waren gegen die Anfechtungen des Preises zu stärken. Der Hertie ist nicht nur das größte, sondern eben auch das teuerste Kaufhaus in Rhein-Main.

An die Stelle des Preises (Billigangebote) als Anreiz, die angebotenen Waren auch zu kaufen, tritt die „Einführung in die Warensseele“ (Benjamin). Dafür muß der Kaufakt



**Was bin ich?**  
 Name: **Hertie**  
 Beruf: **Kaufhaus**

- Was ist für Sie das größte Unglück?** Eine englische Hochzeit, die live übertragen wird.
- Wo möchten Sie leben?** Natürlich auf der Zeil.
- Was ist für Sie das vollkommene irdische Glück?** Wenn die Plastiktütenhersteller für mich ständig Überstunden machen müssen.
- Welche Fehler entschuldigen Sie am ehesten?** Die, die ich nicht gemacht habe.
- Ihr liebstes Buch?** „Die geheimen Verführer“ von V. Packard.
- Ihre Lieblingsgestalt in der Geschichte?** Hermann Titz.
- Ihre Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit?** Meine Kundinnen.
- Ihr Lieblingsbild?** „Die nackte Maja“ vor ihrem Einkauf bei mir.
- Ihr Lieblingskomponist?** Beethoven mit „der Suche nach dem verlorenen Groschen“.
- Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?** Steigende Einkünfte und Spenderhosen.
- Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?** Ständig steigender modebewußter Bedarf.
- Wer oder was hätten Sie sein mögen?** Ein Basar.
- Ihre Lieblingsbeschäftigung?** Kunden Freude machen.
- Ihr Hauptcharakterzug?** Mein einnehmendes Wesen.
- Was schätzen Sie bei Freunden am meisten?** Daß sie mich oft besuchen.
- Ihr größter Fehler?** Daß ich abends so verschlossen bin.
- Was wäre für Sie das größte Unglück?** Kleptomannen-Nachwuchs.
- Ihre Lieblingsfarben?** Meine Hausfarben: blau und rot.
- Ihre Lieblingsblume?** Das Tausendgüldenkraut.
- Ihr Lieblingsvogel?** Deutsche Brathähnchen — lieferfroh.
- Ihre Lieblingsnamen?** Frankfurt, Zeil, Hertie.
- Was verabscheuen Sie am meisten?** Leute, die mein Parkhaus benutzen und bei anderen einkaufen.
- Wie möchten Sie sterben?** Überhaupt nicht.
- Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?** Optimistisch.
- Ihr Motto?** „Ein gutes Stück neues Frankfurt“.

selber wieder etwas von der — beliebig oft wiederholbaren — Einmaligkeit des Erlebnisses zurückgewinnen, was gerade durch die bisherige Kaufhauskultur zerstört wurde.

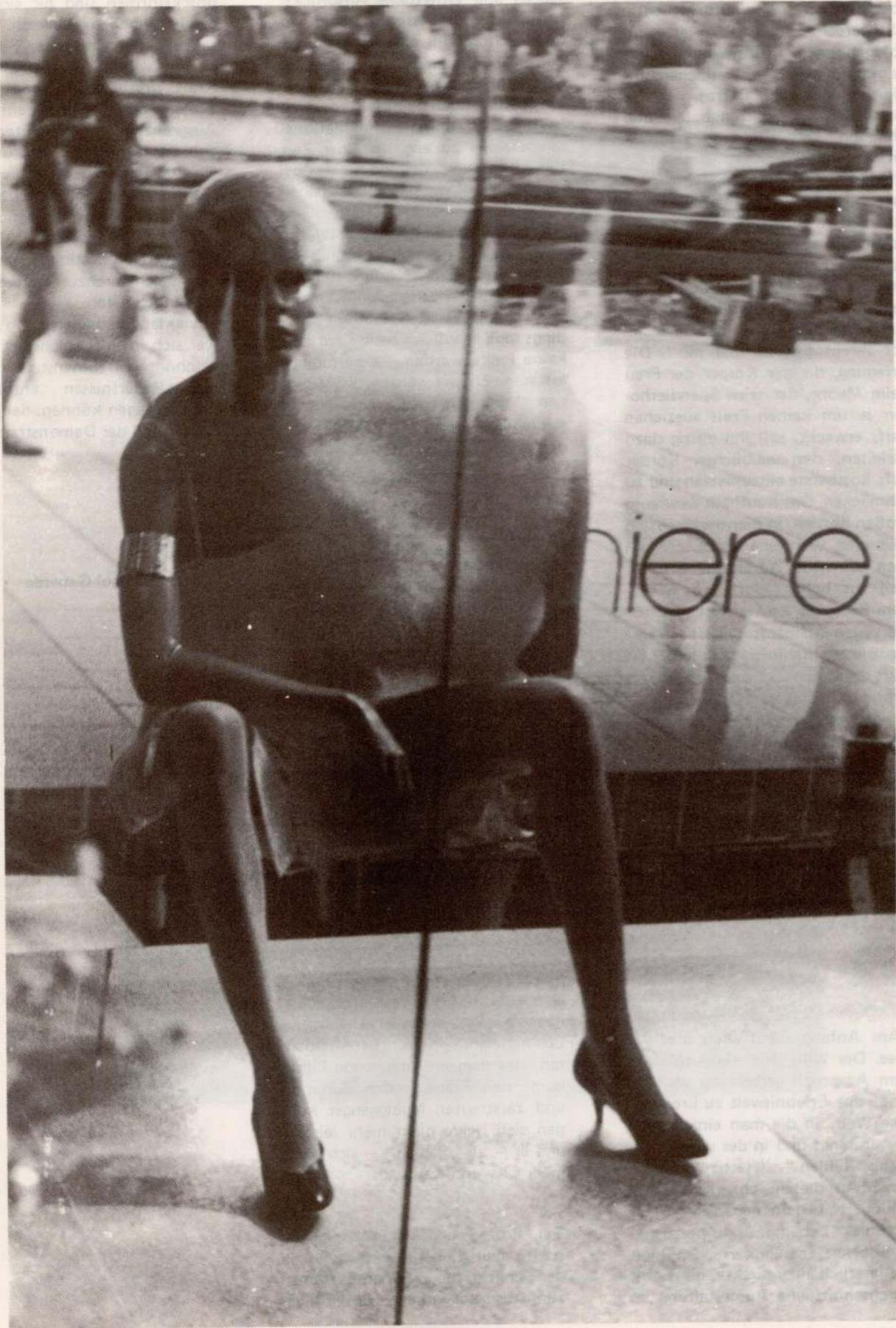
Das Gelingen dieser Einfühlung hängt davon ab, inwieweit der Kontext, eben die Atmosphäre, das Einzelne — sei's Zitat, Montage oder ausgestellter Warenkörper — seine spezifische Wirkung entfalten läßt. An den avanciertesten Ausdrucksformen dieser Einfühlung in die Warensseele, die sich freilich bislang noch mehr auf dem Papier der Werbroschüren finden als daß sie schon im Kaufhaus-Alltag wirklich funktionierten, läßt sich erahnen, welche extremen Möglichkeiten in dieser Waren-Ästhetisierung noch schlummern. An diesen vorgerückten Punkten hat sich die Inszenierung der „Warensseele“ das „Geheimnis des Weiblichen“ zum Vorbild genommen. „... wer ließe sich nicht gerne umfängen von Dingen, die zur Sonnenseite des Lebens gehören, von ewig Weiblichem, Ausdruck von Traum an der Grenze zur Wirklichkeit.“ (dieses und die folgenden Zitate entstammen der Hertie-Werbezeitung zur Kaufhaus-eröffnung) An der Schwelle von Traum und Wirklichkeit, dort, wo auch das männliche Bild der Frau zu Hause ist, soll die Ware ihre Aura entfalten. Traum ist die Aura, die verfliegt, sobald der Käufer die Ware nach Hause getragen hat, Wirklichkeit bleibt hingegen der Preis, den er dafür entrichtet hat. Zu oft aber schimmert eben diese profane Wirklichkeit des Profits hinter dem Traum-Geheimnis der Ware kaum verhüllt hervor. Dann rutscht die Sprache, die eben noch sich schmeichlerisch dem Traum anschmiegte, aus, dann entlehnt sie ihren Stil dem Bersich, wo die Frau wirklich zur Ware geworden ist: „Auf der einen Seite bleiben Farbe und Licht gedämpft, sind die Dekors anspruchsvoller, bietet sich die Ware eleganter, wertvoller.“

Die Wünsche, die hier angesprochen sind, sind die heimlichen des Mannes. Das Kaufhaus der achtziger Jahre verteilt die Rollen zwischen Mann und Frau „neu“. Auf die Frage, „welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?“, antwortet es: „steigende Einkünfte und Spenderhosen“. Bei der Frau dagegen ist es der „ständig steigende modebewußte Bedarf“, den das Kaufhaus zu schätzen weiß.

keit. Dazu ist schon bereit zu sein.  
schwer, zu distanzieren. Auch die  
im neuen Katalog produzieren  
Bilder, Wünsche und werden Aus-

Dabei liegt daran Schuld, die G  
Wann zum Geld ist nur vorgege  
galt. Das Verhalten ist eben nicht  
der Ort, an dem sich nur die Ver-

Der Mann ist nur noch Geld, nur  
noch Bedenke die Frau in der No  
beibehaltung des Direktoren-Restru-



Der Mann ist nur noch Geld, nur noch Bedürfnis die Frau. In der Nobelpartei des Dreiklassen-Restaurants wird diese Rollenverteilung nurmehr fein angedeutet, wirkt aber dennoch um so aufdringlicher: „Stilgerecht auch die Karte im goldgeprägten Kunstledereinband: es gibt sie gleich in zweifacher Ausführung, mit dem Betrag, den der Gastgeber zu erwarten hat – und ohne ihn.“

Im Kaufakt befriedigt das personifizierte Geld: der Mann, das personifizierte Bedürfnis: die Frau; während er glaubt, dem ewig Weiblichen ein wenig enger auf den Leib gerückt zu sein, ist er doch nur der Inszenierung der Ware auf den Leim gekrochen. Das Lieblingsbild des Kaufhauses ist „die ‚nackte Maja‘ vor ihrem Einkauf bei mir“. Die Erregung, die der Körper der Frau beim Manne, der seine Spendierhosen ja um keinen Preis ausziehen darf, erweckt, soll ihn einzig dazu verleiten, den weiblichen Körper aufs kostbarste einzukleiden und zu schmücken. Das Kaufhaus wird zum großen Bordell, in dem die Ware sich feilbietet wie eine Hure. „Wenn man das neue Warenhaus von der Zeil aus betritt, dort, wo es sich dem Besucher am weitesten öffnet, spürt man ihn sofort: den Hauch zarter Blüten, dahinter den herberen Duft der Colognes, überdeckend das Aroma orientalischer Gärten . . .“ Freilich geht es der Erotik einstweilen im Kaufhaus so wie den Geruchssinnen im Reich der feinen Düfte: ihre sexuelle Komponente wird, kaum wachgerufen, auch schon übertäubt, benebelt, verdrängt und betrogen.

„Am Anfang stand auch hier die Idee. Der Wille und die Ambition, dem Anspruch gerecht zu werden, eine neue Erlebniswelt zu kreieren, eine Welt, in die man eintritt, die uns umfängt und in der wir uns zuhause fühlen.“ (Hertie-Werbezeitung) An diesem ehrgeizigen Anspruch, mit dem neuen Kaufhaus ein Stück ‚Lebensgelände‘ herzustellen, ist Hertie gescheitert. Nicht bloß die letztlich allzu direkte, insgesamt durchschnittliche Ausgestaltung im

Detail trägt daran Schuld; die Distanz zum Geld ist nur vorgespiegelt. Das Warenhaus ist eben nicht der Ort, an dem sich neuartige Verfahren und ästhetische Ausdrucksformen ausprobieren ließen; zu durchsichtig will seine Ästhetik nur den Kunden zur Ware hinziehen. Etwas anderes kann sich Hertie offensichtlich auch nicht leisten: dazu ist der ökonomische Kalkulationsrahmen viel zu eng. In einer Zeit des knapper werdenden Geldes bei der großen Masse der Käufer haben die Konzernmanager konsequent auf eine Kundenschicht gesetzt, die auch in der Krise noch genügend Geld flüssig machen kann, sich besondere und kostspielige Wünsche zu erfüllen. Dieser Spielraum allerdings muß – soll das neue Kaufhaus keine Pleite werden – erbarmungslos ausgeschöpft werden: 70 Millionen Mark Umbaukosten müssen schließlich wieder eingefahren werden.

Der Innovationszwang, dem diese neue Ästhetisierung des Kaufens unterliegt, ist groß, und doch wird die Differenz zum Kaufhof sich über kurz oder lang verlieren. Ob sich das Neue Kaufhaus trotzdem durchsetzen kann, hängt davon ab, inwieweit es sich in die neue Frankfurter Fassadenkultur integrieren kann: der Mikrokosmos Hertie – „ein gutes Stück neues Frankfurt“ – als Abbild und Teil zugleich einer nobel getrimmten Innenstadt, ‚Lebensgelände‘ zahlungsfähiger Bürger. Die Ströme der Wunschbilder und der Käufer müssen dem Kaufhaus von der Stadt und ihrer „Attraktivität“ zugeführt werden. Der Besucher der Innenstädte ist nur noch als Käufer von Interesse; und noch abends in der Alten Oper umgibt ihn die vertraute Atmosphäre von Supermarkt und Warenhaus.

Damit fehlt aber sowohl dem Kaufhaus wie der Stadt, wo sie sich als Lebensgelände präsentieren möchten, das dem entsprechende Publikum: den Flaneur, den Bummler und zerstreuten Müßiggänger können sich beide nicht mehr leisten, und er – als „Parasit“ – sich nicht mehr City und Kaufhaus.

Der Prozeß der Veränderung des städtischen Lebens wird nicht in der Schärfe, die in seinen Extremen zum Ausdruck kommt, zur Wirklich-

keit. Dazu ist schon vieles zu unentschieden, zu dilettantisch. Auch die im Neuen Kaufhaus produzierten Bilder, Wünsche und sozialen Ausdrucksformen sind für sich alleine gesehen noch zu schwach. Im Kontext einer konservativen Re-Urbanisierung werden sie aber öffentliche Kraft und Geltung beanspruchen wollen. Die in ihnen enthaltenen Ausgrenzungen bestimmter sozialer Schichten, die Zerstörung und gleichzeitige Neukonstituierung von Wahrnehmungsweisen, werden in einem sicher widersprüchlichen Prozeß der Umsetzung das Bild von Frankfurt zu bestimmen versuchen. Ob sie sich durchzusetzen vermögen, steht noch offen. Soviel läßt sich aber schon absehen, wer sich in einer solcherart zurechtgeschnittenen Innenstadt noch seinen Bedürfnissen entsprechend bewegen können: der blasierte Bürger und der Demonstrant.

## Jakob und Paul Geherda



# MARIO ERDHEIM LIVE IN FRANKFURT

Alle konnten sich begeistern, aber niemand meine Frage nach dem Thema der Vorlesung beantworten. Eine Grazie des inneren Zirkels um den Großen Meister nannte das sogar den besonderen Reiz. Immer war von wundersamen Märchen und Geschichten aus aller Herren und Damen Ländern, aus eigenen und fremden, alten und neuen Kulturen die Rede, von nicht enden wollender Kurzweil und der Anregung zu den heillos abgründigen Diskussionen über Themen aus dem weiten Interessenbereich des linken und wissenschaftlich-literarischen Spektrums, aber auch über ganz Persönlich-Intimes in und um die eigene Seele, über Narziß und den Bach, in dem er sein Spiegelbild erschaut und Ödipus und den Felsen, von dem sich die Sphynx gestürzt haben soll. Seine Rede sei wie Haschisch, das im Traum beglückt, wie Milch und Honig vom Alternativhof wissenschaftlich und antiwissenschaftlich zugleich und glücklicherweise hätten verschiedene Kommilitonen im vergangenen Semester alle Veranstaltungen auf Tonbänder mitgeschnitten und seien in Wechselschichten dabei, ein Skript anzufertigen, das jetzt schon fast 4.000 Seiten umfasse.

Ich hatte mich nach der Lektüre von fünf bis sechs Bänden Castaneda vor 4 Jahren dem allgemeinen Modetrend gebeugt und für Ethnologie interessiert, sodaß ich eines Abends nach einem ziemlich ausgedehnten Gelage beschloß, meine zehnjährige vorlesungsfreie Zeit zu beenden und die Veranstaltung am folgenden Montag zu besuchen. Mich lockte die reizvolle Atmosphäre, die mir geschildert worden war und die zahlreich anwesenden Schönen, die mir so oft von Ihm, dem Großen Meister geschwärmt hatten. Auch sind Gott und Meister inzwischen ja wieder gelitten (möglichst ersterer in Indien und letzterer ein Indianer), H. P. Duerr hat selbst

trotz seiner persönlichen Ablehnung dieser beiden Herren viel zu ihrem gegenwärtigen höheren Preise beigetragen, denn er hat die delikate Verbindung von anarchischem Bewußtsein und akademischer Formalität in einem Drahtseilakt zwischen 150 Text- und 250 Anmerkungsseiten versucht und damit allen Möchte-Gern-Hexen, Möchte-Gern-Anarchisten und Möchte-Gern-Professoren, was sich gelegentlich sogar in einer Person abspielt, die goldene Brücke in dieses Fach gebaut. Das Titelbild seines entscheidenden Werkes (Traumzeit) gibt Auskunft über den Stand der Lehre und illustriert das Ambiente der von mir erwähnten Veranstaltung gut.

Vor den Trümmern des Tempels klassischer Bildung wandelt der Meister und liest. Er ist züchtig gekleidet und unendlich fern trotz physischer Nähe. Die Schönen lauschen ihm sprachlos entzückt und räkeln sich an dem stämmigen Holz. Die Szene spielt vor bezugsloser Weite, der Blick bleibt keusch nach innen gewendet und aus Versehen gleitet eine Hand an die Schenkel. Nur dürrt sind die Grazien verhüllt und der verstohlene geile Beobachter vermutet hinter gedämpftem Erleben das Toben der Stürme wüster Gefühle und hofft, daß das scheinbar gelangweilte Auge einen innerlich wütenden Wahnsinn verbirgt.

Der Meister ist pünktlich wie alle Professoren, hat dafür draußen ein Weilchen gewartet, von den hereinstömenden Hörerinnen und Hörern lässig, aber genau bemessen begrüßt. Er ist klein und bescheiden, wie es sich nur die ganz Großen leisten können. Die 24 Sitzreihen des Hörsaals Chemie stehen in schwerem Holz wie im Theater nach oben. Dreihundert, meist Frauen, wie in allen nicht laubbahn-schädigenden Fächern, haben sich

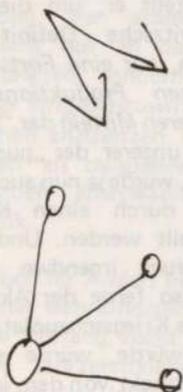
eingefunden. Geruch nach alten Schulbänken und Muff des Wissenschaftsbetriebes liegt schwer über der ganzen Szene. Vorne ein langer Tisch. In Ermangelung anderer wissenschaftlicher Versuchsanordnungen liegen da nur die sieben Tonbandgeräte der Teilnehmer in der ersten Reihe und der Stapel eng beschriebener Manuskriptseiten des Meisters, der sie aber kaum benutzt. Ich war über die Räumlichkeit erst erstaunt, da ich nach den Berichten mit einer weniger formellen Anordnung gerechnet hatte, einer Teestunde im Freien oder dergleichen, erkannte aber bald, daß der von wissenschaftlicher Tradition geschwängerte Raum viel besser als irgendein anderer dieses merkwürdigen sakralen Klima produziert, das jede Banalität zum Wahrwort macht.

Die Eröffnung des Meisters verrät Feingefühl. Er bittet nicht höflich um Ruhe oder räuspert sich gar lautstark, sondern beginnt allem Plaudern und Lärmen zum Trotz mit leiser Stimme den Vortrag. Die ersten Sätze gehen unverstanden und unwiederholt unter, bis in den vorderen Reihen so provozierend geschwiegen wird, daß sich die Ruhe schnell nach hinten ausdehnt und bald den Raum so vollkommen überflutet, daß es mehrere Minuten dauert, bis sich durch Reaktion und Gegenreaktion ein einheitlicher Geräuschpegel einpendelt.

Ein Diskurs von P. Schleunig über das Konzerthusten hat mein Ohr für die besondere Struktur der Nebengeräusche in dergleichen Veranstaltungen geschärft. Das Publikum sucht verzweifelt die Kommunikation mit dem einseitig tönenden Meister und die Unerfüllbarkeit dieses Wunsches im Rahmen der Weihe des Ortes schafft eine Spannung, die sich schließlich im Husten Luft macht. So jedenfalls im Konzert. Die Vorlesung erlaubt noch andere Wege: Stricken in den vorderen Reihen ist schon fast klassisch, wenn

auch trotz allem noch schwerpunkt-  
mäßig weiblich und es sollen in der  
Vorlesung zwei Pullover, vier Schals  
(einer davon in den Schweizer Nationalfarben) und ein Topflappen  
(männlich) entstanden sein, neben  
ungezählten unvollendeten Werken;  
außerdem gibt es natürlich das rituelle  
Zuspätkommen, ebenfalls vorzugsweise  
in die vorderen oder schlecht zugänglichen  
Sitzreihen, aber auch vorzeitiges Gehen,  
Plätze tauschen und häufiges Austreten,  
schließlich immer wieder ausgiebiges  
Husten, Schneuzen, Nesteln und  
Kraspeln sowie die hektische Wartung  
der Tonbänder, die möglichst jedes  
Wort der „Lecture“ auf ewige Zeiten  
konservieren wollen.

Der Meister bewegt sich jenseits von  
allem, er läßt sich durch nichts  
beirren und hegt den Genius Loci.  
Er untermauert seine Rede durch  
sparsame Handbewegungen und  
beharrliches Auf- und Abgehen. Besonders  
die Unterbrechungen der Wanderung  
sind ein wirksames Stilmittel, um  
spezielle Betonung zu erreichen,  
mal lassen sie wissen, daß er an  
einem Schlüsselpunkt angekommen  
ist, mal verweisen sie auf ein  
besonderes Zitat, das dann aus dem  
Manuskript verlesen wird und  
manchmal täuschen sie vor, er  
wisse nicht weiter, habe sich in  
den eigenen Wanderungen des  
Geistes einen Moment lang verirrt.  
Auch Tafelinschriften verfehlen  
ihre Wirkung nie, wenn die durch  
übermäßiges Tanken einseitiger  
Nachrichten angestaute Notdurft  
sich in allgemeinem Kramen nach  
Stiften und Papieren löst, es  
endlich jeder dem Meister  
gleich tun und mit ihm zusammen  
malen darf. Auch auf meinem  
Blatt findet sich die kollektive  
Kinderzeichnung: Einem so starken  
Zauber kann sich niemand entziehen.  
Ich wußte später keinen anderen  
Weg, ihn wieder loszuwerden,  
als ihn in diesem Artikel zu  
veröffentlichen.

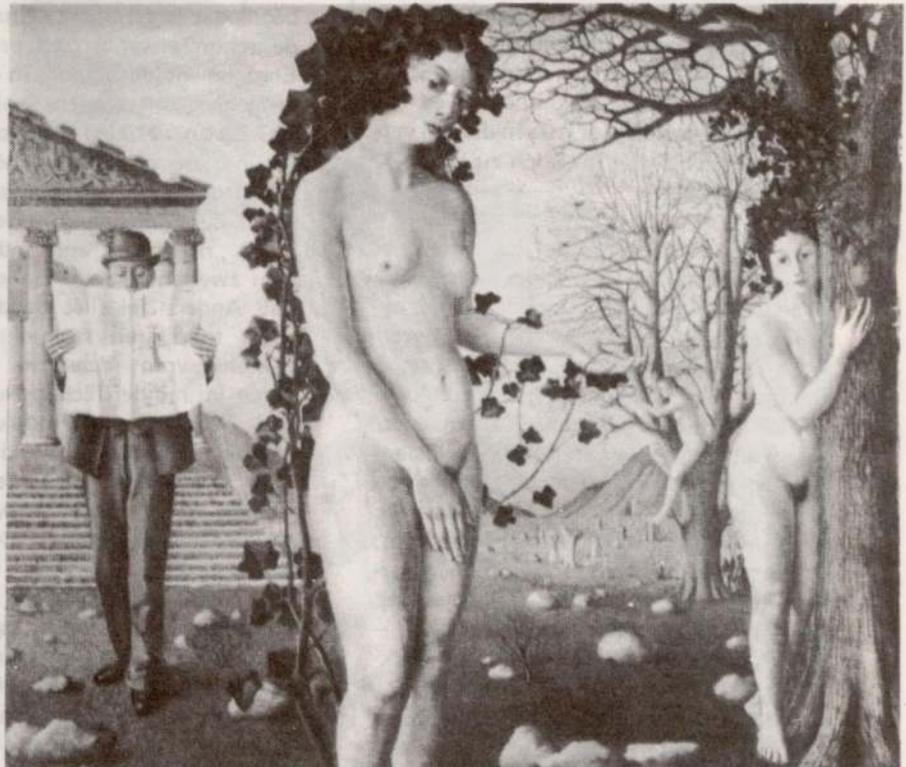


Die Veranstaltung hat mich begeistert,  
denn schließlich war ich doppelt  
betroffen als Hobby-Ethnologe und  
Reisender einerseits, als Mitglied  
eines Buchhandlungskollektivs  
andererseits, denn die Kunden(innen)  
der ethnologischen Abteilung, wie  
ich die drei m Bücher nun stolz  
nenne, sehen in mir jetzt einen  
Initiierten, Mitproblematisierer  
der einseitigen Nachrichtenverbreitung,  
einen, der ihre Leiden und Leidenschaft  
teilt, wenn sie Montags und  
Dienstags in der Karl-Marx-Buchhandlung  
aufgeregt in alten Büchern kramen  
und von der Vorlesung erzählen,  
von der Ethnologie, der Psychoanalyse,  
von der Wissenschaft, den Emotionen  
und dem Leben. Er habe einen neuen  
Gürtel, hörte ich verschiedentlich  
sagen, er habe seine persönlichen  
Allmächtsphantasien geoffenbart  
und das sei „toll“ gewesen, er habe  
endlich kapiert, daß ein Unterschied  
sei zwischen „Verschiedenheit“  
und „Unterschied“ von Frau und  
Mann usw. usw. Neue Zirkel  
entstehen und Kaffeekränzchen  
und ETHNO erfreut sich wachsender  
Beliebtheit. Ebenso die verstreuten  
Werke des Meisters. Immer wieder  
wird nach Altem und Neuem gefragt.  
Ein Hauptwerk soll in zwei Jahren  
erscheinen. Hoffentlich kommt es  
nicht vor 1984 und wir hören bis  
dahin gebannt den In-

halt aus erster oder zweiter Hand  
durch die schöne Rede des Autors  
und ohne das akademische Korsett,  
das die uns so lieben Emotionen  
erstickt.

Ich habe im Wahn „Prestige und  
Kulturwandel“ (seine Dissertation,  
glaube ich) gekauft, als ob es nicht  
genug wäre, einem Meistererzähler  
zu lauschen, als ob ich nicht von  
ihm selber gelernt hätte, daß alle  
Dissertationen, Habilitationen und  
sonstigen wissenschaftlichen  
Fleißarbeiten an Verderblichem  
zumindest den akademischen  
Fäulniskeim der Langeweile in sich  
tragen. Über dem Buch bin ich  
eingeschlafen und habe geträumt,  
ich wäre ein Indianer und säße  
am Fluß, und erzählte wunderschöne  
Geschichten und alle lauschten  
voll Furcht und voll Mitleid,  
aber meine Geschichten gingen  
immer nur um das eine in  
Tausend und einer Variation:  
„Ich bin ein großer Jäger in  
dieser gefährlichen Welt, ein  
großer Jäger bin ich.“

7.7.81  
Tom Koenigs



# Buchempfehlung:

## Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, Zweiter Band, Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution

Als im letzten Jahr der zweite Band von Günther Anders' Hauptwerk erschien, war seit der Veröffentlichung des ersten Bandes („Die Antiquiertheit des Menschen, Erster Band: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution“) annähernd ein Vierteljahrhundert vergangen. Zu dieser ungewöhnlichen Zeitspanne bemerkt Anders im Vorwort:

„Wenn mich etwas zum Verstummten gebracht hat, so die Einsicht und das Gefühl, daß vis-à-vis der Gefahr des wirklichen Untergangs der Menschheit nicht allein die Beschäftigung mit deren „bloßer Dehumanisierung“ ein Luxus war, sondern daß selbst die ausschließliche Beschäftigung mit der Gefahr eines effektiven Untergangs, sofern sie sich auf eine nur philosophisch-theoretische beschränkte, wertlos blieb. Vielmehr empfand ich es als unabweisbar, soweit das in meiner Macht stand, wirklich teilzunehmen an dem von Tausenden geführten Kampf gegen die Bedrohung. Wenn ich meinen ersten Band im Stich gelassen habe, so deshalb, weil ich nicht gewillt war, die in diesem vertretene Sache im Stich zu lassen.“ (S. 12/13)

Anders, Mitinitiator der weltweiten Anti-Atom-Bewegung in den fünfziger Jahren, stark engagiert gegen den Vietnam-Krieg, bezeichnet seine eigene Rückwendung zur philosophisch-gedanklichen Auseinandersetzung mit einer durch verselbständigte Ökonomie und Technik beherrschten Welt als angesichts der Mißstände und Gefahren verfrüht; so dürfe nicht davon gesprochen werden, der zweite Band erschiene „erst heute“, sondern „schon heute“ – da Theorie immer mit einem Rückzug aus der Praxis verknüpft sei. Das für linke Intellektuelle ungewöhnliche Engagement, das aus solchen Zeilen hervorgeht - gewöhn-

lich wird die Priorität zwischen Theorie und Praxis entgegengesetzt beurteilt – findet sich bei Anders auch in den philosophischen Ausführungen selbst wieder, spricht aus der Thematik und der Form der dargestellten Probleme, gewinnt dadurch Glaubwürdigkeit und Relevanz auch für Menschen, die Anders' Fragestellungen und politisch-moralische Positionen nicht ungebrochen teilen.

So sehr sich die einzelnen Kapitel „Über die Zerstörung des Lebens . . .“ um ein Thema zentrieren – die Degradierung der Menschen zu Anhängseln einer von ihnen erzeugten und in Gang gesetzten Produktion und Technologie, bis hin zur Bedrohung durch globale atomare Vernichtung – so wenig ist dieses Buch ein systematischer Abriß, was meines Erachtens in doppelter Weise moralisch begründet ist. Der erste Grund wurde schon erwähnt, das praktische Engagement des Autors in den vergangenen Jahrzehnten, wobei eine Reihe von Artikeln und Vorträgen, die in diesem Buch nun neben einigen neu geschriebenen Abschnitten ihren Zusammenhang finden, sozusagen „nebenher“ entstanden sind. Den zweiten Grund sehe ich darin, daß Anders bei aller Beschreibung eines totalitären technokratischen Systems vom Menschen ausgeht. Noch im hundertfachen Aufzeigen, daß Technik und Produktion als geschichtlich bestimmendes Subjekt die Menschen unterjochen, bleibt das *Humane* – oder das, was es sein könnte – Dreh- und Angelpunkt:

„ . . . daß ich also stets von bestimmten Erfahrungen ausgegangen bin – sei es von den Erfahrungen der Arbeit am laufenden Band, sei es von der in Automatisierungsbetrieben, sei es von denen auf Sportplätzen.“ (S. 10)

In der fehlenden menschlichen Selbstbestimmung und in einem totalitären technisch-ökonomischen System liegen die Bezugspunkte, um die Anders' Einzeldarstellungen („Die Antiquiertheit . . . der Produkte, der Menschenwelt, der Arbeit, der Maschinen, des Individuums, der Privatheit, des Sterbens, der Freiheit, der Geschichte, des „Sinnes“, der Bosheit“ usw.) kreisen. So verliert sich trotz der Vielzahl der Einzeldarstellungen und dem bewußten Verzicht auf Ableitungssystematik dieses Buch von Anders nicht in Zufälligkeiten. Den Charakter des Ausgehens von spezifischen Erfahrungen, der weder ein am grünen Tisch entworfenes System noch eine geschwätzte Aufbereitung von Zufälligkeiten zuläßt, bezeichnet Anders als „Gelegenheitsphilosophie“ (S. 10)

Solche Art Theoriebildung, die aus Einzelaspekten mosaikförmig eine „Anthropologie im Zeitalter der Technokratie“ entwirft, legt eine Besprechung nahe, die selber nicht systematisierend verfährt, sondern aus der Fülle originärer Gedanken einige wesentliche vorstellt:

„Den Krieg als eine Zäsur im Leben der kapitalistischen Industrie anzusehen, wäre *freilich* falsch. Vielmehr stellt er, um die berühmte Clausewitzsche Definition abzuwandeln, nur *eine Fortsetzung der friedlichen Produktionszerstörung mit anderen Mitteln* dar.“ (S. 285)

„ . . . in unserer, der „push button“-Epoche, würde ja nun auch der letzte Effekt durch einen Knopfdruck hergestellt werden. Und da dieser Knopfdruck irgendwo im Hinterland, also ferne der Aktionsbühne oder des Kriegsschauplatzes vor sich gehen würde, würde sich dieser (Knopfdruck) von dem in normalen

Herstellungsprozessen üblichen button pushing in nichts unterscheiden, würde er mit „Handeln“ ebensowenig zu tun haben wie andere maschinelle Bedienungsgriffe. Im Prinzip, in dem, was die Tätigkeit anbetrifft, gibt es zwischen der Durchstanzung eines Eisenblechs und der Verwüstung einer auf einem anderen Kontinent gelegenen Stadt keinen Unterschied mehr.“ (S. 70)

Solche Äußerungen lassen aufhören, zumindest die These von Anders, die „Differenz von Arbeiter und Militär“ werde in den hochindustrialisierten Gesellschaften in mancher Hinsicht „gelöscht“ (S. 71). Sie verweisen meines Erachtens auf eine Problematik, die in der Friedensbewegung bisher entschieden zu kurz kommt, den *Zusammenhang der destruktiven Militärtechnologie mit der alltäglichen, fortschrittlichen, unspektakulären Produktion*. „In Frieden arbeiten!“ ist eine der Parolen, die das Unverständnis dieses Zusammenhangs auf den Begriff bringt, und die aus einer Richtung kommt, die für die Wurzeln der Destruktion in den Gesellschaften des Ostblocks auch entsprechend unsensibel ist: Vielleicht weil dort „in Frieden gearbeitet“ wird?

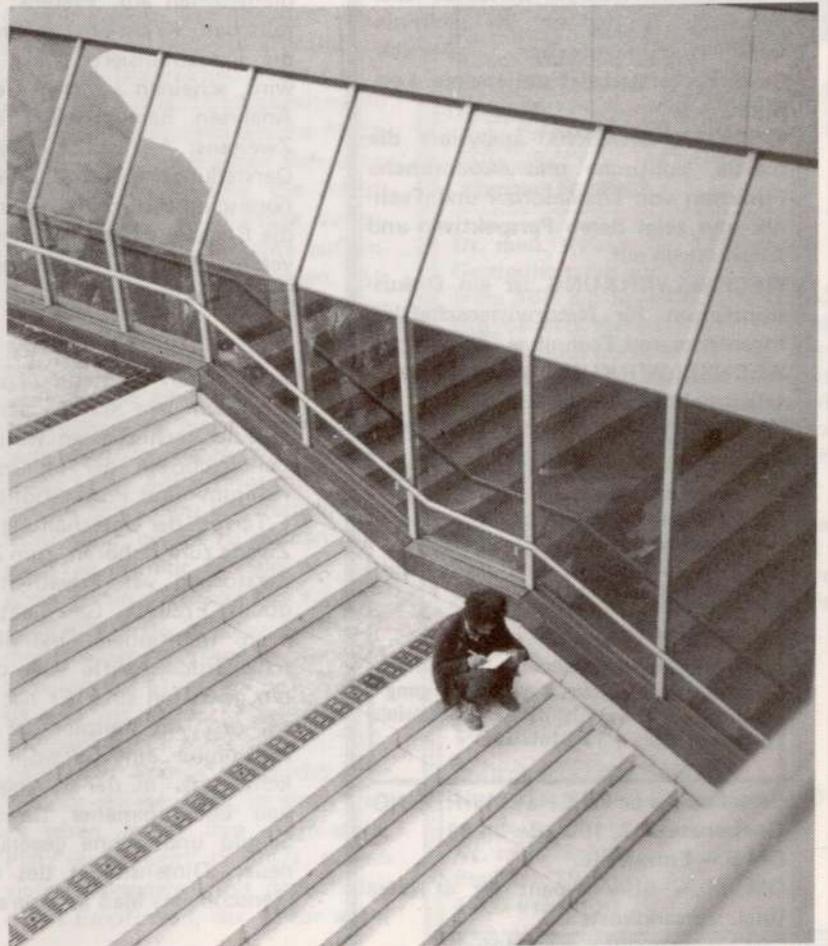
Dem angedeuteten Zusammenhang näher auf die Schliche zu kommen, und dafür bietet „Über die Zerstörung des Lebens . . .“ viele Ansatzpunkte, kann auch gegen den als Wunsch verständlichen, aber als politische Einschätzung kurzichtigen Schluß wirken, die Sehnsucht nach dem Frieden ließe sich einfach und praktikabel (durch Verhinderung des Schlimmsten) in Friedensrealität umwandeln.

Was oberflächlicher Betrachtung vielleicht als Verharmlosung eines atomaren Krieges erscheinen könnte – „keine Zäsur“ – erweist sich bei näherem Hinsehen als Forderung, der atomaren Bedrohung nicht nur an den augenfälligsten Punkten, sondern *von der Wurzel her entgegenzuwirken*, an den Ursachen anzusetzen, die viel tiefer liegen als beispielsweise nur in der neuen amerikanischen Außenpolitik.

Auch für Anders besitzt die Abwehr einer wahnsinnigen Militärtechnologie Vorrang, nicht nur sein erwähntes jahrzehntelanges Engagement belegt dies, leidenschaftliche Appel-

le gegen die Perversion des „Overkills“ (Mehrfachtötens) durchziehen sein ganzes Werk. Dennoch ist im Vergleich zu manchen seiner früheren Bücher\* im zweiten Band der „Antiquiertheit des Menschen“ die Thematik Krieg/Kriegstechnologie zwar eindringlich und unabwiesbar, aber eher sporadisch vertreten. Dadurch gerät sie allerdings keineswegs aus dem Blickfeld, sondern ist präsent etwa in den Darstellungen von Ursachen der Destruktivität in den hochindustriellen Gesellschaften: Ein Beispiel ist das Diktat der Produktion zum *Verbrauch* von Waren (nichts darf Bestand haben, jedem Produkt ist der Auftrag seiner Vernichtung beigegeben, auch den Waffen – die zwar in der „Notwendigkeit“ zum Erzeugen immer neuer Waffensysteme auf der Gegenseite und dadurch bedingtem ständigen Veralten als wechselseitigem Prozeß auch „verbraucht“ werden, aber weiterhin auf unmittelbare Anwendung drängen), wie er oben schon mit dem Begriff „Produktionszerstörung“ gekennzeichnet wurde. Ein anderes Beispiel bildet die spezifische Destruktivität, die dem Verhältnis Mensch – Maschinerie in

den technokratisch bestimmten Gesellschaften entspringt. Anders spricht hier von einer „Gleichgültigkeit gegenüber der Totalvernichtung“, und spürt dieser nach: „Ohne die Unterstellung einer allgemein schwelenden Rachelust wäre diese Indolenz schwer begreiflich. Und vollends unbegreiflich wären jene blasierten „Und-wenn-schon-Apokalyptiker“, die sich darin gefallen, die Drohung mit einem „und warum nicht?“ abzutun. *Auf die Frage, wem dieser ihr Affekt denn gelte, müßte die Antwort wohl lauten: „Der ganzen Maschinerie“*. Das heißt: *Der Maschine der heutigen Welt*, in deren Gang sie hineingezwungen sind, und der zu entrinnen sie alle Hoffnungen aufgegeben haben. Vermutlich sind sie von der Tatsache, daß auch diese Maschine ihrer selbst nicht total sicher ist und daß sie sich unter Umständen in einer allgemeinen Maschinendämmerung selbst in die Luft sprengen könnte, fasziniert. Jedenfalls erfüllt sie dieser Gedanke mit so ungeheurer antizipatorischer Schadenfreude, daß daneben die Angst davor, auch mit draufzugehen, nicht zählt.“ (S. 64)

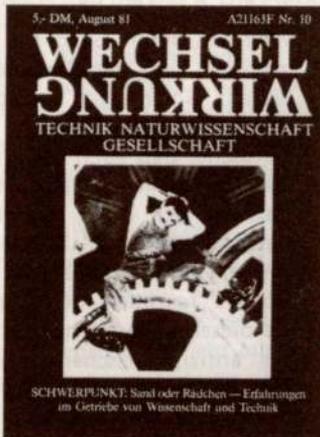


# WECHSELWIRKUNG

Zeitschrift

für

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT  
GESELLSCHAFT



WECHSELWIRKUNG berichtet über politische Aktivitäten im naturwissenschaftlich-technischen Bereich, Gewerkschaftsarbeit und soziale Konflikte.

WECHSELWIRKUNG analysiert die soziale, politische und ökonomische Funktion von Wissenschaft und Technik und zeigt deren Perspektiven und Alternativen auf.

WECHSELWIRKUNG ist ein Diskussionsforum für Naturwissenschaftler, Ingenieure und Techniker.

WECHSELWIRKUNG erscheint vierteljährlich.

#### Schwerpunkt:

Sand oder Rädchen? - Erfahrungen im Getriebe von Wissenschaft und Technik: Berichte und Selbstverständnis von Ingenieuren und Naturwissenschaftlern aus Industrie, Forschung und Hochschule über Aussteigen oder Drinbleiben.

#### Weitere Themen:

Der Fall K \* Wehrerziehung \* Pinkeln im Weltraum \* Kokereien \* AKW-Bewegung in Frankreich \* Schadstoff SO<sub>2</sub> \* Einstein und die Folgen \* VDI-Jubiläum \*

Bestellungen an WECHSELWIRKUNG  
Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61  
DM 5.- Einzelheft  
DM 20.- Abonnement für 4 Hefte  
(incl. Versandkosten).  
erscheint vierteljährlich

Das Hauptmotiv von Günther Anders' „Über die Zerstörung des Lebens . . .“ bildet meines Erachtens die Frage: Wie findet der durch Technik und Produktion unterjochte Mensch zu einem menschlichen Selbstbewußtsein und menschlichen Lebensverhältnissen, die diesen Namen auch verdienen? Dabei geht es nicht nur um Gefahren der technischen Entwicklung, sondern um die Degradierung der Menschen zu Vasallen einer entfesselten Technik, ihrer Konsum- und ‚Sachzwänge‘ - ohne Freiheit und Selbstbestimmung. Gegen beides Widerstand zu leisten, ist Aufforderung des Buches.

Hier gerät Anders selbst, glaube ich, zu seinen Analysen in Widerspruch, denn so sehr er eine Versklavung des Menschen durch einen „Totalitarismus der Geräte“ (S. 109) als schier unentrinnbar diagnostiziert, ist jedes Kapitel Protest dagegen, Aufbäumen, gefüllt mit der Hoffnung, daß dies nicht so sei.

Dies wirft hauptsächlich zwei Problemebenen auf. Erstens: Die moralischen Kriterien, anhand derer die industrialisierte Welt kritisiert wird, scheinen aus dem Gehalt der Analysen heraus selber überholt. Zweitens: Angesichts erdrückender Darstellungen eines totalitären ökonomisch-technischen Systems bleibt die Frage zu stellen: Woher soll das vereinzelt Individuum die Kraft zur Veränderung nehmen?

Zum ersten Problem: Aus Anders' Analysen geht ständig hervor, daß in einer technisierten Welt, in dem Beherrschtsein der Menschen von Konsum- und Produktionszwängen („Terror“ der Unterhaltung (S. 136), Zwang zum Zuhören, zum Zusehen, Zerstörung von Privatheit, Individuum, Freiheit, Geschichte . . .) auch traditionelle moralisch-ethische Grundbegriffe über den Haufen geworfen sind. Er hat dies andernorts am Beispiel der Hiroshima-Bombe eindrucksvoll verdeutlicht, z.B. in der Unangemessenheit überkommener Begriffe von Schuld und Sühne gegenüber den neuen Dimensionen des Grauens. Menschliches Maß im Begreifen und

moralisches Urteilen scheint angesichts der Differenz dessen, was technologisch hergestellt und dessen, was vom Menschen vorgestellt werden kann, historisch außer Kraft gesetzt. Dies gilt angesichts neuer Dimensionen, die die menschliche Beurteilung, ja das Vorstellungsvermögen überschreiten, allemal auch für Kategorien wie gut und böse.

Wie lächerlich es zum Teil wird, weiter mit einem alten Wahrnehmungs- und Beurteilungsapparat zu verfahren, verdeutlicht Anders durch ein Zitat eines bekannten europäischen Politikers, der bei der Führung durch einen im Bau befindlichen Kernreaktor fragte: „Was soll denn daran so schlimm sein?“. Diesem Politiker bescheinigt er einen „verstaubten Begriff von Empirie“ (S. 34). Im Kapitel „Antiquiertheit der Bosheit“ bemerkt Anders: „Gute Zeiten waren das, als die Bosheit noch in Boshäften oder Bösartigen verkörpert war, und als man noch hoffen durfte, das Böse durch Kampf gegen das Böse bekämpfen zu können.“ (S. 409)

Zahnlos bleibt eine Kritik solcher Entwicklung, die auf traditionelle moralische Wertungen zurückgreift, da hier das Böse immer eine Nähe zum Menschlichen hatte, mit diesem eine verwerfliche Einheit bildete, während die technisch maschinelle Vernichtung jenseits solcher Niederungen zu entspringen, ja über sie erhaben scheint.

Den Widerspruch sehe ich nun darin, daß Anders eindringlich und schonungslos derartiges Überholtsein von menschlichem Maß, Vorstellen, moralischem Urteil durch die technische Entwicklung analysiert, immer wieder aufzeigt, jedoch - meines Erachtens - diesem Verfallsprozeß genau vom Standpunkt klassisch humanistischer Moral Widerstand entgegengesetzt. Der Humanismus in seinem emphatischen Sinne von Freiheit und menschlicher Würde bildet sozusagen eine Schutz- und Trutzburg, vor der die verkommene Welt auf dem Prüfstand steht. Mich stört nicht der darin enthaltene konservative Gedanke, im Gegenteil, ich empfinde solches Denken sympathischer als das jeweils hypermoderne. Offen bleibt aber die Frage, ob und wie diese humanistische Moral - gerade angesichts des Zustands der Welt - reale Kraft werden könnte.

Damit eng verknüpft ist die zweite Problemebene: Anders bezeichnet den Zauberlehrling Goethes, der gegen die von ihm freigesetzten Geister immer noch einen Meister zur Hilfe rufen konnte, als privilegiert (vgl. S. 398). Der Menschheit scheinen solche Möglichkeiten verschüttet, sie ist zum *Selbstlösen* der von ihr aufgeworfenen Probleme gezwungen. Die Chancen dazu erscheinen nach den Darstellungen von Anders dem Leser nicht hoch, die Zeit nicht unbegrenzt. Anders gebraucht schon früher („Endzeit und Zeitenende, Gedanken über die atomare Situation“) den Begriff der „Frist“, und kritisiert von seinem illusionslosen Standpunkt aus etwa die Blochsche Hoffnungsphilosophie als Verschließen der Augen, Bloch habe sich „gegen die Realität . . . systematisch blindgemacht“. (S. 413) An solchen Stellen zeigen sich die Vorzüge wie die Schattenseiten der schonungslos negatorischen Kraft, die Anders vertritt. Enthält die Blochsche Hoffnungsphilosophie zugegebenermaßen Vorstellungen von heiler Welt, so ist Bloch doch immer bemüht, den „Daß-Grund“, das „Drängen“ zu einer besseren Welt *in den Menschen*, ihrer lebensgeschichtlichen wie weltgeschichtlichen Entwicklung aufzuspüren und zu fördern. Derartig Versöhnliches fehlt bei Anders, dafür haben die Analysen in ihrer Illusionslosigkeit, die nicht noch im letzten Winkel der bürgerlichen Gesellschaft Positives aufstöbert, etwas Erfrischendes. Jedoch erschlägt das Postulat: „Dein erster Gedanke nach dem Erwachen heiße „Atom“. Denn du sollst deinen Tag nicht mit der Illusion beginnen, was dich umgibt, sei eine stabile Welt.“ (Gebote des Atomzeitalters, 13.7.1957 in der FAZ erschienen). Diese Forderung, die auch im Band „Über die Zerstörung des Lebens . . .“ zwar nicht ständig, aber häufig spürbar wird, ist zwar keine von Anders willkürlich entworfene, sondern – Philosophenddeutsch gesprochen – „eine der Sache selbst“, dies macht die Tendenz jedoch nicht geringer, den Leser zu erschlagen. Die ununterbrochene Vergegenwärtigung des Wahnsinns kann auch wahnsinnig machen bzw. Verdrängungsmechanismen in Gang setzen. Mir persönlich gefällt solche Kompromißlosigkeit allerdings besser als ein quasi pädagogisches Umgehen mit Miß-

ständen und Gefahren, das statt dieser das Individuum der Behandlung für nötig befindet und an ihm herumdoktert.

Obwohl „Über die Zerstörung des Lebens . . .“ solchermaßen alles andere als Hoffnungsphilosophie darstellt, ist es in seiner Schonungslosigkeit nicht gänzlich ohne Hoffnungsgehalt. Außer durch den Gedanken, daß die Technik *nicht endgültig* Subjekt der Geschichte sei, die Menschen *nicht nur* Funktionen eines unaufhaltsamen Produktions- und Konsumtionsprozesses, wäre das Engagement auch von Günther Anders gar nicht erklärlich.

Anders entwirft keine Theorie revolutionärer Änderung der von ihm beschriebenen Systeme, aber in so unscheinbaren Aufforderungen wie der, die Konsequenzen des eigenen Handelns jederzeit zu bedenken, oder in der Aufforderung zum Mut, Nein zu sagen – und zwar nicht nur dort, wo Krieg oder Katastrophen drohen, sondern schon im Alltag – liegt mehr Hoffnung, als es der erste Blick verrät.

Günther Anders, 1902 geboren, entstammt einer früheren Generation. Aus dem Unterschied seiner Erfahrungs- und Beurteilungsweisen zu denen von Menschen aus der Nachkriegsgeneration ergeben sich überraschende Differenzen, die Selbstverständlichkeiten in Frage stellen, Bewußtsein für Geschichte auf unkonventionelle Art erzeugen. Als Beispiel sei hier auf kulturkritische Äußerungen etwa gegenüber Auto oder Back-ground-Musik verwiesen. „*Es gibt wohl kein Ding, das der Arbeiterbewegung einen so unrevidierbaren Schaden zugefügt hat wie das Auto.*“ (S. 465) „Was die Back-ground-Musik von uns verlangt, ist nicht mehr, gehört zu werden; vielmehr ist sie nur deshalb da, weil ohne sie ein unerträgliches Vakuum ausbräche.“ (S. 254) „*. . . die Dimension der Unfreiheit.*“ Als Hörende sind wir unfrei. Fortzuhören ist schwieriger als fortzublicken.“ (S. 243) Über Anders' Klage, das Individuum sei verurteilt, in einer Welt zu leben, in der ihm „kein stiller Platz übrigbleibt“ (S. 242), mögen viele hinweggehen mit dem mitleidigen Empfinden, der Autor selbst

Dr. med. Mabuse

ZEITUNG IM GESUNDHEITSWESEN

„Solch ein fürwahr basisdemokratisches Zeitschriftenprojekt, das auf weite Medienflur nur selten seinesgleichen findet.“ Frankf. Rundschau)

Dr. med. Mabuse versteht sich als Diskussionsforum für alle im und mit dem Gesundheitswesen Beschäftigten und Patienten, die sich mit den dortigen Verhältnissen kritisch auseinandersetzen.

Zur Zeit bestehen in 18 Städten selbständige Mabuse-Redaktionen. Wir kommen viermal im Jahr zusammen, um die neue Nummer zu diskutieren und zusammenzustellen.

Dr. med. Mabuse

NR. 22  
14. Januar '81  
PREIS: 2 DM

AUS: BAD HERFELD BERLIN BOCHUM BREMEN FRANKFURT FREIBURG GIESSEN GÖTTINGEN HAMBURG HANNOVER HEIDELBERG KIEL KÖLN LÜBECK MAINZ MARBURG MÜNCHEN VILLINGEN-SCHWENNINGEN

**Selbsthilfe: Patentrezept für wen?**

**Kostendämpfung im Gesundheitswesen: 2. Runde**

**Katastrophenmedizin**

**Nutzen im atomaren Ernstfall?**

Dr. med. Mabuse Nr. 22 erscheint zum Gesundheitstag und bringt u.a.:  
Wem hilft die Selbsthilfe?/Der Eid des Hippokrates/Mannheimer KreisTagung/Psychiatriekonzern St. Georg/Appetitzügler/Medizin im 3. Weltkrieg/Kostendämpfung/Demo-Sanitäter/El Salvador/Buchbesprechungen/Kurz-meldungen/„ne Menge Kleinanzeigen u.v.a.m . . . . .“

Dr. med. Mabuse erscheint viermal im Jahr und ist über die regionalen Redaktionen, in allen besseren Buchläden und im Abonnement erhältlich.

Probeheft gegen Voreinsendung von 2.- DM in Briefmarken.

Abo für ein Jahr: 10.- DM

Förderabo: 20.- DM und mehr

Postscheckkonto Frankfurt  
Nr.: 130 73-600 (BLZ 500 100 60)

Dr. med. Mabuse  
Postfach 70 07 47  
6000 Frankfurt 70

sei antiquiert. Aber auch wer so reagiert (nur als Beispiel) ist nicht dagegen gefeit, wenn er doch plötzlich sich in ungewohnter Ruhe findet, merkwürdig unruhig zu werden, Stille oder Ruhe gar nicht mehr ertragen zu können.

Anders fordert keine Rückversetzung der Menschheit in einen vor-technischen Zustand, beurteilt auch die Funktion der Technik differenziert. Der allgemeine Fortschritts-glaube wird nicht einfach umgekehrt, aber „Es genügt nicht zu beteuern, man solle die Technik für gute statt für böse Zwecke, für aufbauende statt für destruktive Aufgaben benutzen.“ (S. 126) „Reaktionär sind diejenigen, gleich ob hüben oder drüben, die Angst davor haben, als Maschinenstürmer verspottet zu werden. Der Glaube, daß es Provinzen gäbe, die von Selbstwiderspruch und Dialektik frei wären, und daß ausgerechnet die Technik eine solche angelische Provinz sei, ist kindisch.“ (S. 126)

Anders' Buch ist im besten Sinne des Wortes anti-totalitär. Dabei darf unter Totalitarismus nicht nur das üblicherweise gemeinte Gesellschaftssystem verstanden werden. Anders' Totalitarismusbegriff zielt auf eine Tendenz ähnlich der, die Marcuse im „Eindimensionalen Menschen“ prognostizierte. „Was dagegen beantwortet werden kann, ist die Frage, worin das Erschreckenste an dieser, „Konformismus“ genannten Variante des Totalitarismus bestehe. Die Antwort lautet: In der Tatsache, daß sie ohne Terror vor sich geht.“ (S. 240/241)

Gegen solches Funktionieren wirkt „Über die Zerstörung des Lebens . . .“ als Gegengift, soweit Bücher dies vermögen. Der Leser, der in keiner Hinsicht beruhigt entlassen wird, muß die Möglichkeiten und Wege zur Veränderung selbst suchen, bekommt – und dies ist nicht unbedingt ein Manko – wenig Hinweise dazu. Aber, oft in Nebensätzen, und gar nicht so todernt

und getragen formuliert, wie es das Thema erwarten ließe, schimmert Kraft zur Veränderung durch, auch wenn sie sich aus verzwickten Negationen speist. Schließlich sei angesichts des Zustands der Welt „die Hände in den Schoß zu legen oder die Zeit im besten Falle zum Niederschreiben von Theorien zu verwenden, schwer erträglich. Inaktivität ist ungleich anstrengender als die anstrengendste Aktivität.“ (S. 13)

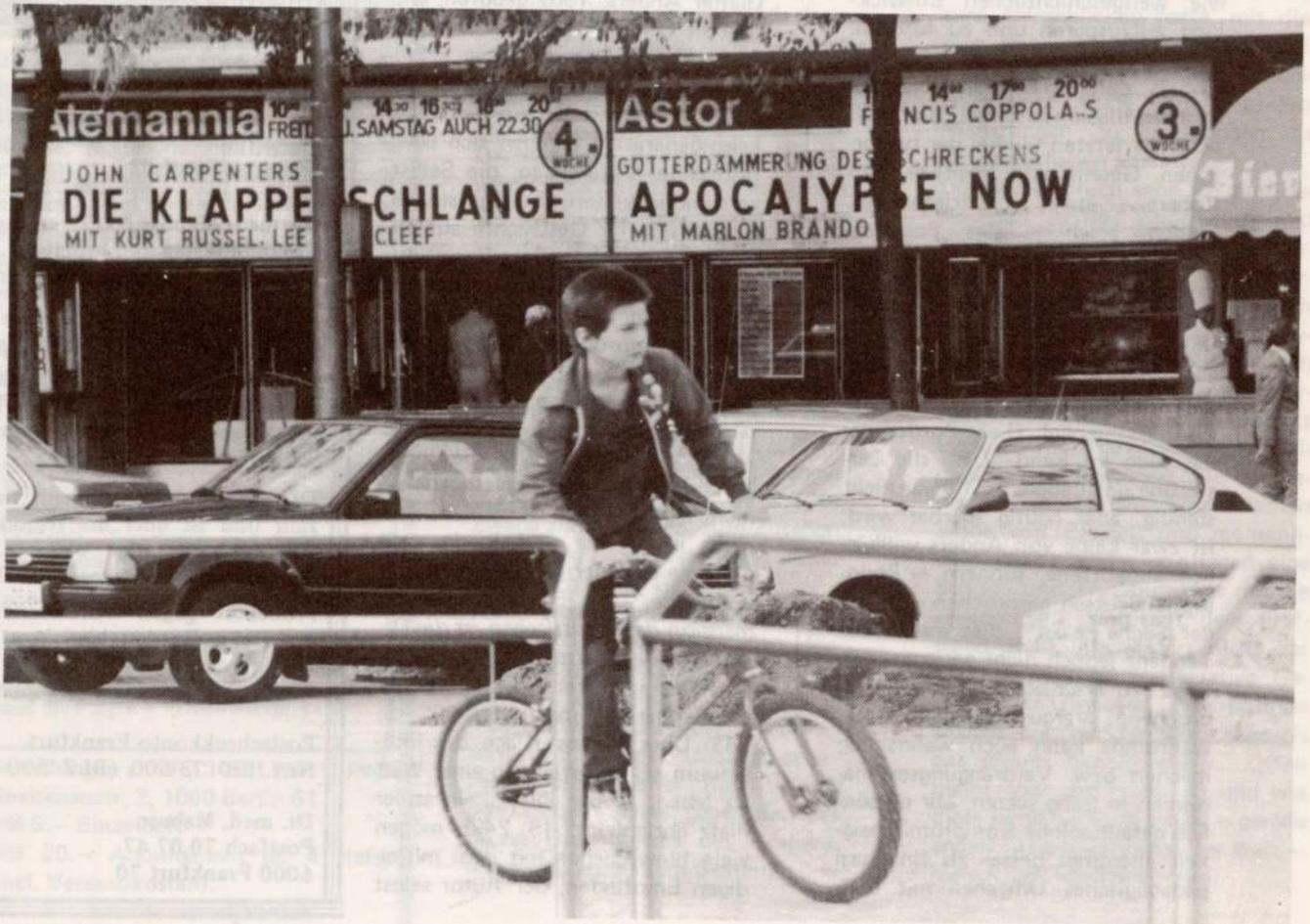
Norbert Weidl

**Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, zweiter Band: Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, Beck-Verlag, 36.- DM**

\* Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, Erster Band: Die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution

Günther Anders: Endzeit und Zeitenende, Gedanken über die atomare Situation

„Off limits für das Gewissen“ Der Briefwechsel zwischen dem Hiroshima-Piloten Claude Eatherly und Günther Anders, Hrsg. Robert Jungk



**Bernd Leineweber**  
**Pflugschrift**  
**Verlag Neue Kritik**  
207 Seiten, 14,00 DM

Der Umschlag erinnert an Opekta, das Einkochritual der 50er Jahre, nicht an den wesentlich theoretischen Versuch, eine „politisch diskutierbare Form“ zu finden, in der sich Leineweber – stellvertretend für „Wir“ – als „soziales Wesen akzeptieren kann“ (7).

Die schwere Schwüle von Melancholie, Tristesse und Kleinkariertem, unterbrochen nur von „herrlichem Wetter“ und „herrlichem Schafscamembert“, steht so durchgängig still über den einzelnen Seiten, deutet auf lustlose Einkehr und demütigen Rückgriff.

Die Fragen sind spannend und genau gestellt, alle handeln sie von „Odysseen der Vernunft, von der Fülle abwegiger Möglichkeiten ihrer Verstrickung ins bloß Individuelle oder ins bloß Gesellschaftliche und von den Aufgaben, die daraus der Theorie zuwachsen.“ (16)

Vorschnelle Lösungen sind damit pauschal, aber treffend kritisiert. Das prekäre Dazwischen, das individuelle, soziale, politische und kulturelle Problem des Individuums: als alltagspraktische Identität des Nicht-identischen, als sowohl individuell-besonderes und zugleich gesellschaftlich-allgemeines Wesen, ist das Thema. Die praktisch gelebte und als diese zugleich theoretisch reflektierte Verkehrsform ist so zugleich Gegenstand und (theoretische) Herangehensweise des Buches von Bernd Leineweber. Utopie so begriffen wird handhabbar als gelebte Verkehrsform im alltäglichen, weitgehend selber geschaffenen Experimentierfeld der Landkommune. „Das Beste an dem Begriff der Alternative ist seine Unbestimmtheit. Er ist wie ein Schlüssel ohne Schloß.“ (27) — „Aber nur mit der Wissenschaft läßt sich die Erfahrung der Revolution retten.“ (23)

Diese Bestimmung des Herangehens trifft nun auch den Autor, seine Überlegungen zum Gegenstand sind bestimmt von seinen lebensge-

schichtlichen Erfahrungen. Von Subzentren der antiautoritären Revolte, den rhetorischen Debatten des SDS, dem Putz der Straße, ist er recht schnell in die Idylle übergewechselt. Seit einigen Jahren schon lebt er in Niederbayern, in „seiner“ Landkommune. Diese beiden Pole bestimmen seine Lebensgeschichte, strukturieren seine Reflexionen. Für ihn gibt es nur die 68er-Bewegung, von der sich abzugrenzen und gegen die (Alp?) sich zu verteidigen ist, und die eigene Landkommune, auf die kritisch und affirmativ er sich bezieht. Zwischen diesen beiden Polen: Gesellschaft und (Natur-)Gemeinschaft, entwickelt Leineweber seine Debatte. Reaktualisierung von Geschichte und Geschichten, die nicht meine sind.

Daneben bleibt's eben. Neue soziale Erfahrungen, Entwicklungen, Tendenzen, soziale Bewegungen usw. werden in seine Überlegungen nicht einbezogen. Bernd schmort im eigenen Saft.

In guter marxistisch-utopischer Tradition ist unser Bernd nicht nur Schafzüchter, Töpfer und Ackermann, sondern nach getaner harter Arbeit auch Philosoph. In seinem Studierstübchen arbeitet er an den Werken anderer Philosophen: Gustav Landauer, Theodor W. Adorno, Hermann Hesse, Meister Eckhart usw. Der in der politischen Diskussion weitgehend unbekannte Gustav Landauer wird ihm zum Zeugen des „Heiligen“, der „Liebe“, der „Meditation“ und des „Einsseins mit dem All“. Die wichtige Fragestellung beginnt hier in alternativen Neopietismusumzuschlagen. Das Ich verschwindet, soll verschwinden in den nirwanahaften Nebeln des unbeschränkten Alls: „Diese Art Psychologie zielt auf Individualität in unbeschränkter Gemeinschaft, sie kehrt das Innerste nach außen, so lange bis die Differenz verschwindet. Hinter dieser Vision steht das Programm der mystischen Theologie, die Landauer vor allem von Meister Eckhart übernommen hat.“ (88). Die Frage ist damit beantwortet, Religion ist die Antwort. Die tiefer liegende Frage scheint für Leineweber nicht, wie die individuellen, sozialen, gesellschaftlichen usw. Bedingungen geschaffen und verändert werden müssen, daß für Dich und für Mich sich wirklich lohnt zu leben, sondern die des

Boullionwürfels: Wie kann ich in einem Liter Wasser so aufgehen und verschmelzen, daß andere und ich mich nicht wiedererkennen.

Dieses Motiv des Selbstverleugnens, die unbeschränkte Langeweile wird ein Hauptmotiv. Die Landkommune soll der Ort sein, an dem wir wechselseitig zum gemeinsamen Nichts diffundieren. Wir alle, gemeinsam mit Natur und Kosmos verschmelzen so zum religiös-Über-Individuellen. „Die gemeinsamen Interessen, die immer von den Interessen der je einzelnen bedroht sind, werden erst durch die Befriedigung der gemeinsamen Bedürfnisse tragbar, so wie das Anderssein jedes einzelnen erst zu ertragen ist, wenn jeder den anderen als sein alter ego, also alle zusammen als Gesamtpersönlichkeit, die ich bin, wahrzunehmen gelernt hat.“ (174) Das Problem der prinzipiellen und existenziellen Nicht-Identität wird hier gefährlich „gelöst“, die Megamaschine einfach ersetzt durch die Kommune- und Naturmaschine, Anhängsel bleiben die Individuen allemal. Bernd Leineweber umgeht, ob die Fürbitte Mutter Theresia und die Greuel des Faschismus nicht gleiche psychodynamische Wurzeln haben.

Das Interesse geht allgemein auf das Spirituelle, die Auflösung der Gesellschaftlichkeit zugunsten einer „natürlichen“ Gemeinsamkeit, Arbeit wird zum meditativen Wert: „Arbeit dient den Bedürfnissen aller und ist doch erstes Lebensbedürfnis eines jeden. Die Vitalität einer Gemeinschaft wird nach Energieströmen gemessen . . .“ (100)

Das Problem Individuum-Gesellschaft wird von Leineweber so in einem Dritten, der naturverbundenen religiösen Gemeinschaft aufgelöst, gesellschaftliche Bande und Beziehungen sind ersetzt durch nur noch unmittelbar-persönliche, wahl-familiäre Bernd Leineweber hat damit gezeigt, daß auch mit theoretisch-elaborierter Argumentation die Ideologie des Indianermythos zu begründen ist.

Ziel bleibt: „wirklich zu hören verstehen, was die Bäume sagen“ (207), nur soll er diese dann nicht abschlagen lassen, um aus ihnen Papier für seine Bücher zu produzieren.

Franz Mettel

# Flaschenpost

Genossinnen und Genossen!

Dieser Kongress wird keine bloße Deklamation bleiben. Noch heute Nacht werden sich die Vertreter der internationalen Gruppen zusammensetzen, um die praktischen Konsequenzen zu ziehen, vor allen Dingen in bezug auf die eine Kampagne, die aus diesem Kongress organisiert hervorgehen soll: die Kampagne „Zerschlagt die Nato“.

Ich möchte noch einmal kurz auf den politischen Gehalt dieser Kampagne im Zusammenhang mit der revolutionären Befreiungsbewegung in der Dritten Welt eingehen. Die letzte Information, die wir bekommen haben von der großartigen Offensivaktion des Vietcong in Saigon beweist, daß der Vietcong fähig ist, den Imperialismus in Vietnam zu besiegen. In der Offensive hat seine Strategie und Taktik die Unangemessenheit der fortgeschrittenen militärischen Technologie der USA in diesem Kampf gezeigt. Angemessen ist diese gewaltige Vernichtungsmaschine nur im zynischsten Sinn einer Eskalation der totalen Vernichtung. Das neue Stadium der vietnamesischen Revolution definiert sich durch diese Gefahr. Es könnte die Antwort des US-Imperialismus auf den bisher erfolgreichsten Kampf der südvietnamesischen Revolution in der Ausrottung des vietnamesischen Volkes bestehen. Der erfolgreiche Widerstand des vietnamesischen Volkes gegen die gigantische technologische Gewaltmaschine der USA, das sozialistische Modell Kuba und die revolutionären Kämpfe der Guerilleros in Lateinamerika haben eine neue Tatsache geschaffen, und zwar die qualitativ neue weltgeschichtliche Aktualität der Revolution. Zum erstenmal in der Geschichte des Kapitalismus ist die Revolution eine global gegenwärtige und anschauliche Möglichkeit, die sich als bewaffneter Kampf — freilich nur an der Peripherie der spätkapitalistischen Zivilisation — den unterdrückten und verelendeten Ländern der Dritten Welt verwirklicht. Damit stellt sich für uns die konkrete organisatorische Frage: Gibt es über die von Marcuse allein für möglich gehaltene Solidarität der Vernunft und des Sentiments hinaus eine konkretere Basis für die Solidarisierung der Protestbewegungen in den Metropolen

mit den Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt? Wie vermittelt sich die reale weltgeschichtliche Aktualität der Revolution zu unseren Tagesaktionen der Protestbewegungen in den Metropolen?

Diese konkrete Vermittlungsbasis kann aufgezeigt werden am Modell der Anti-NATO-Kampagne. An ihr kann unser Fortschritt vom Protest zum politischen Widerstand demonstriert werden, an ihr kann die Verstrickung der westeuropäischen Länder in die — wie Che Guevara sie nannte — „Internationale des Verbrechens“ konkretisiert werden. Die europäischen NATO-Länder nehmen gegenwärtig eine vor allem ökonomische Entlastungsfunktion für den US-Imperialismus wahr. Der festverankerteste Stützpunkt der USA in Westeuropa, das stärkste Glied in der NATO-Kette — die Bundesrepublik — liefert ein eindringliches Beispiel. Erst kürzlich erneuerte der Vorsitzende des brutal als „Vietnam-Hilfe“ bezeichneten Unterausschusses im Bundestag, Erik Blumenfeld, die volle Unterstützungszusage der Bundesregierung für Südvietnam im Jahr 1968 und darüber hinaus mit der Begründung: die südvietnamesische Regierung habe militärische Erfolge aufzuweisen, es sei ihr ebenso gelungen, die demokratischen Verhältnisse in Vietnam zu stabilisieren. Die ökonomische und militärische Entlastungsfunktion wird betrieben durch das projektgebundene Wirtschaftshilfeprogramm für die faschistische Regierung Griechenlands und die Lieferung leichter Waffen, die einem Bürgerkrieg zur Niederschlagung einer Widerstandsbewegung dort genau angemessen sind. Das Zögern der Bundesregierung auf Grund ihrer Budgetschwierigkeiten den vollen Devisenausgleich für die in der Bundesrepublik stationierten amerikanischen Truppen zu leisten, deutet allerdings auf einen ökonomischen Widerspruch zwischen dem US-Imperialismus und den spätkapitalistischen Ländern Europas. Die nach dem Zweiten Weltkrieg entfaltete und durch die NATO staatlich garantierte Monopolstellung des US-Kapitals in der Produktion für die Vernichtung tritt in einen immer stärkeren Gegensatz zum europäischen Kapital. Darin liegt der Grund für die seit längerem sichtbare Krise der NATO, die in einem spezifischen Sinn im Bünd-

system des US-Imperialismus umfunktioniert werden soll. Diente sie einmal dem Kampf gegen die sozialistischen Länder, so hat heute der traditionelle Anti-Kommunismus jede scheinbare Evidenz verloren.

Die Nato soll umfunktioniert werden in den Kampf gegen die sozialrevolutionären Bewegungen der Dritten Welt. Die europäischen NATO-Länder sollen die Funktion einer jederzeit einsetzbaren militärischen Reservearmee zur blutigen Zerschlagung des sozialrevolutionären Befreiungskampfes erfüllen. Doch auf dem Boden dieses aufgezeigten ökonomischen Interessengegensatzes könnte die aktive konterrevolutionäre Funktion der europäischen Länder nur ihre gegenwärtige Stagnationskrise im kapitalistischen Verwertungsprozess stabilisieren. Und so zeigt es sich: Wenn es dem US-Imperialismus gelingen sollte, die ökonomischen Widersprüche zwischen den kapitalistischen Ländern in seinem Interesse zu lösen, dann würde im Innern der Metropolen in der Tat eine zweite Front physischen Gewaltterrors entstehen, wie sie schon jetzt in den USA sich herausbildet und wie es sich in dem Versuch der westdeutschen und Westberliner Staatsgewalt, die außerparlamentarische Opposition zum kriminellen Delikt zu erklären, sowie mit der unverhüllten Drohung der Zwangsgewalt Berlins, die politische Demonstration gegen die Mordmaschinerie der USA, die die physische Vernichtung betreiben, zu zerschlagen, anzeigt. Diese innerkapitalistische Widerspruchsebene bezeichnet die konkrete politische Solidarisierungsbasis, die konkretisiert, was Che Guevara feststellte: Sogar die Länder des alten Europa warten noch auf die Aufgabe der Befreiung. Sie sind zwar genügend entwickelt, um alle Widersprüche des Kapitalismus fühlen zu können, aber so schwach, daß sie nicht mehr dem Kurs des Imperialismus folgen oder diesen Weg anfangen können. Der Kampf für die Zerschlagung der NATO enthält also einen gleichzeitigen Kampf: den Versuch ihrer innerkapitalistischen Auflösung zu vereiteln, d. h. den Kampf gegen das nationalistische und faschistische Programm des Gaullismus, eine autonome eigene Produktion für die Vernichtung aufzugeben. Die Kampagne „Zerschlagt die NATO“ enthält also, abstrakt gesehen, zwei politische Zielsetzungen: die innerkapitalistischen Widersprüche zu einer qualitativen Verbreiterung der Massenbasis, zur Bildung einer zweiten Front gegen den Imperialismus in den Metropolen auszubilden; zweitens den Versuch einer praktischen internationalen Koordination der sozialistischen Protestbewegung Westeuropas durch die gemeinsame Aktion zu erreichen. Das zweite Element konkreter Solidarisierung scheint mir die neue Qualität des politischen Kampfes zu sein, die von der revolutionären Politik der Befreiungsbewegung in der Dritten Welt vorgestellt wird. Die schon eingangs erwähnte abstrakte Gegenwart der Revolution in der Dritten Welt liefert der Protestbewegung in den Metropolen ein neues weltgeschichtliches Bezugssystem, an dem sie die Möglichkeit der Organisation einer eigenen revolutionären Politik orientieren kann. Zwar kann sich in den Metropolen der Kampf nicht als eine unkritische Übertragung der Guerillastrategie darstellen. Diese liefert aber ein Modell des kompromißlosen Kampfes, von dem die traditionelle Politik der verfestigten Institution verurteilt werden kann, von dem auf jeden Fall die faulen Kompromisse der sowjetischen Politik, die überall die revolutionären Befreiungsbewegungen im Stich läßt, verurteilt werden können.

Die Orientierung an der Gegenwart der Revolution in der Dritten Welt bietet also für uns die Möglichkeit, eine politische Moral der Kompromißlosigkeit herauszubilden, die ein Ansatz zur Bildung selbständiger Organisationsformen der Bevölkerung sein kann. Sie ist die Grundlage, um einen der gegenwärtigen Machtstruktur des Staates geschichtlich angemessenen Organisationstypus herauszubilden, der auf der Grundlage autonomer Initiativgruppen in den Hochschulen und Betrieben beruht. So wie das imperialistische System die Verbreiterung der sozialrevolutionären Befreiungsbewegungen — also zwei, drei, viele Vietnam — nicht ertragen könnte, so kann es im Innern der Metropolen die organisierte Selbsttätigkeit des politischen Widerstandes auf die Dauer nicht aushalten. An ihr müßten die Organisationsformen der Herrscher mit ihrer Tendenz zum totalen Institutionswesen, mit ihrer Tendenz, sich zum neuen Faschismus zu entwickeln, sich zerschlagen. Denn der kapitalistische Verwertungsprozeß beruht wie eh und je darauf, die freiheitliche Vereinigung der Individuen in der Produktion zu verhindern. Diese Verhinderung wird heute realisiert durch ein gigantisches Instrumentarium autoritärer Regierungskunst bis hin zur schlagfertigen faschistischen Zwangsgewalt. Ein gewaltiges System der Manipulation versucht, die Bedürfnisse der Individuen zu entstellen. Und ich glaube, daß wir so gegen unsere linksliberalen Kritiker von Augstein bis zu den ZEIT-Redakteuren feststellen müssen: wir sind keine revolutionären Schwärmer. Die objektiven Verhältnisse haben die Aufgabe der revolutionären Befreiung in den Metropolen längst auf die Tagesordnung gestellt. Konkrete Organisationsbedingungen, zumal zur praktischen internationalen Zusammenarbeit, lassen sich nicht abstrakt voraussagen. Es ist aber anzunehmen, daß sich informelle Kader und Aktionszellen bilden werden, wenn es gelingt, für die Aktionen eine gemeinsame politische Zielsetzung im gesamten Westeuropa zu finden. Und so möchte ich abschließend noch einmal zusammenfassen: Die Stufen vom Protest zum politischen Widerstand können sich nur realisieren, wenn wir im Anschluß an diesen Kongress in gemeinsamer Aktion und Zusammenarbeit mit den westeuropäischen Organisationen den Versuch machen, eine große, gemeinsame Kampagne zur Wehrkraftzersetzung der NATO-Armeen in Westeuropa zu organisieren. Wenn wir versuchen, die organisatorischen Bedingungen zu schaffen, daß wir den Kampf gegen die NATO-Stützpunkte und Niederlassungen in ganz Westeuropa aufnehmen können, wenn wir Maßnahmen treffen können gegen den Transport amerikanischen Kriegsmaterials für den Krieg in Vietnam und wenn wir schließlich Aktionen führen werden gegen die Niederlassungen der amerikanischen Rüstungsindustrie in Westeuropa. Es kommt darauf an, in solidarischer Aktion und in konkreter Solidarität mit der revolutionären Befreiungsbewegung in der Dritten Welt, den gigantischen militärischen und staatlichen Machtapparat in den spätkapitalistischen Ländern zu zerschlagen.

Hans-Jürgen Krahl

Diskussionsbeitrag auf dem Berliner Vietnam-Kongress

„Terrorist Nr. 1 in Hamburg gefaßt“ war die Headline der Bildzeitung vom 24.1.81. Als die wahre Geschichte bekannt wurde, erschien die neue Glanzleistung westdeutscher Terrorfahnder in wesentlich bescheidenerem Licht.

Seine Festnahme kam für Peter Boock nicht unerwartet, er lebte bereits seit über einem Jahr nicht mehr im „bewaffneten Untergrund“, sondern in Hamburg in einer Wohngemeinschaft und arbeitete in einem alternativen Projekt zusammen mit arbeitslosen Jugendlichen. Sein Austritt aus der RAF war schon länger ein offenes Geheimnis (etwa im Spiegel-Gespräch mit Hans-Jochen Klein in die Öffentlichkeit gedruken).

Das neue Leben, das Peter Boock versuchte, trug das Risiko der Verhaftung in sich, er verzichtete auf Verstecken um jeden Preis. Dieses Verhalten kann auch als Test für die Versicherungen der Politiker gelten,

aus dem Untergrund sei eine Umkehr möglich – zwar sei nicht Straffreiheit garantiert, aber faire Bedingungen.

Konkrete Erfahrungen im Knast haben Peter Boock – wie er selbst im Pflasterstrand 114 schrieb – eines Schlechteren belehrt. Der deutsche Staat kennt Gnade nur für vollständige Unterwerfung, und was dies in der Konsequenz bedeutet, hat mit „Gnade“ nicht viel zu tun: Kronzeugendasein gegen andere politische Gefangene unter BKA-Verschluß auf Jahre hin.

„Wer nicht für uns ist, ist gegen uns!“ – Terrorist oder Verräter – wer sich nicht in dieses Schema pressen läßt, wird mit gemeinsten Methoden unter Druck gesetzt.

Wer sich nicht selbst zum Verräter hergibt, der wird solange öffentlich zum Verräter erklärt, bis eine Entsolidarisierung erreicht wird. Daß Peter Boock überhaupt mit BKA-Beamten gesprochen hat (er tat dies für seine wegen ihm in Haft sitzenden Freunde), wird in einer gezielt aufgebauchten Öffentlichkeit zum Akt des Auspackens verdreht. Die Versuche von BKA-Beamten, ihre

Konstrukte von Peter Boock bestätigen zu lassen, schlugen fehl. Obwohl *nichts* von alledem durch Unterschrift oder gerichtliche Aussagen von Peter Boock belegt ist, verbreiten sich die BKA-Versionen auch über die Medien wie die Frankfurter Rundschau vom 24.10.81, von deren Genauigkeit in den Recherchen auch das abgebildete Foto von Peter Boock zeugt: Es ist das Fahndungsfoto von Rolf Clemens Wagner.

Der Staat *erklärt*, Peter Boock sei zum Auspacken bereit und die Anhänger der RAF nehmen dies zur Bestätigung ihrer Verräterthese. Da die Staatsseite um ihre eigenen Lügenmärchen natürlich weiß, *behandelt* sie Peter Boock weiterhin als jemand, der sich nicht unterworfen hat: Mit der „vollen Härte des Gesetzes“.

Ein von so verschiedenen Seiten bereits vor seinem Prozeß Verurteilter braucht dringend die Unterstützung all derer, die sich ihre Distanz zum Staat und zur RAF bewahrt haben.

wir werden springen wenn sie denken wir stehen still  
wir bleiben stehen wenn sie wollen dass wir weglaufen  
wir sind nicht da wenn sie uns suchen  
und kommen wenn sie glauben alle wären eingeschlafen  
phantasie wie rauch, sichtbar und nicht zu fassen  
die kunst der veränderung  
verändert alles künstliche  
so können die schwächen der mächtigen  
zu den stärken der schwachen werden  
sonne und mond  
tag und nacht  
feuer und wasser  
wut und liebe  
alles spricht gegen sie

Peter Jürgen Boock



**Die Stuyvesant- Generation**

geht ihren Weg

## Geschichte Amerikas

Die Indianer  
haben Christoph Columbus  
sehr nett empfangen  
und haben ihm

Wein, Kaviar, Fleisch, Fisch  
und auch noch Früchte überreicht  
Die Indianer haben sich  
dann selbst umgebracht

Siggi Liersch